

Das interpretative Paradigma

Reiner Keller

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Keller, Reiner. 2009. "Das interpretative Paradigma." In *Soziologische Paradigmen nach Talcott Parsons: eine Einführung*, edited by Ditmar Brock, Matthias Junge, Heike Diefenbach, Reiner Keller, and Dirk Villányi, 17–126. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-91454-1_2.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Reiner Keller

Das interpretative Paradigma

1 Der Aufstand des Konkreten

Der erste Band der vorliegenden Reihe zur Entwicklung soziologischer Positionen endete mit dem systemtheoretischen Theoriemodell, das Talcott Parsons in den 1950er Jahren entwarf. Die als Zusammenführung soziologischer Klassikerpositionen entwickelte „strukturfunktionalistische Systemtheorie“ dominierte die soziologische Theoriediskussion in den USA und in Europa bis weit in die zweite Hälfte der 1960er Jahre. Sie lieferte auch die Bezugskonzepte – etwa Definitionen von Rolle, sozialer Schichtung, Ungleichheit usw. – für die empirische Sozialforschung, sofern letztere Anschluss an theoretische Ausgangsüberlegungen suchte. Die Landkarte der Soziologie in dieser Zeit lässt sich so weitgehend zwischen zwei Polen aufzeichnen: der Parsonsen Theorie und daran orientierter Analysen auf der einen Seite, der mehr oder weniger ‚theorielosen‘ positivistischen, empirisch-quantitativen Sozialforschung auf der anderen Seite. Weitere ‚großtheoretische‘ Schulen – etwa marxistischer Ausrichtung oder die Kritische Theorie der Frankfurter Schule (vgl. S. 176ff. im vorliegenden Band) – existierten zunächst in verbleibenden Nischen und wurden dann in den 1960er Jahren zu Referenztheorien der Studentenbewegungen. In dieser Zeit brach die übersichtliche theoretische und empirische Landschaft der Soziologie auf. Der US-amerikanische Soziologe Alvin Gouldner sprach deswegen gar von der „kommenden Krise der westlichen Soziologie“ (Gouldner 1974). Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen – beispielsweise der Schwarzen-, Studenten-, Frauenbewegungen – und aufkommender Hoffnungen auf eine demokratisch-ausgleichende Gesellschaftsgestaltung erweise sich, so seine Einschätzung, insbesondere das Theoriemodell von Parsons nunmehr in zweifacher Weise als ungeeignet, das gesellschaftliche Geschehen angemessen zu analysieren: Einerseits fehlten ihm Konzepte für die Analyse von Konflikten und gesellschaftlichem Wandel. Andererseits könne es, da es von gesellschaftlichen Selbstregulierungsprozessen ausgehe, keine Hilfen für die neuen gesellschaftsbezogenen Planungs- und Gestaltungserwartungen anbieten. ‘

Das soziologieinterne Indiz dieser „Krise“ sah Gouldner in der Abwendung der Studierenden und der jüngeren Fachkollegen von der Parsonsen Großtheorie. Stattdessen entwickelten sie ein starkes Interesse für neue, sich mehr oder weniger radikal und auf jeden Fall ‚unkonventionell‘ gebende Positionen, die mit den Namen von Harold Garfinkel, Erving Goffman, Howard S. Becker und anderen verbunden wurden. Dies galt gewiss nur für Teile der sozialen Bewegungen und der Studenten der 1960er Jahre. Für andere war die Orientierung an den marxistischen und kritischen Theorietraditionen wesentlich wichtiger, die auch

Das Theoriemodell von Talcott Parsons wird in Frage gestellt

Systemtheorie

Rolle

Positivistische Sozialforschung

Kritische Theorie

Die neuen ‚radikalen‘ Soziologen fordern die Hinwendung zum Konkreten

weiterhin, ähnlich wie Parsons, das ‚große Ganze‘ der gesellschaftlichen Zusammenhänge in den Blick nehmen wollten.

Makrostrukturelle
Theorieansätze

Dagegen interessierten sich die neuen ‚radikalen‘ Soziologen nicht für abstrakte Theorieentwürfe und makrostrukturelle Gesellschaftsbetrachtungen. Vielmehr standen sie für eine Abkehr von den großen Strukturen und institutionellen Komplexen zugunsten einer Aufwertung der konkreten Situationen des Alltags, der Beschäftigung mit dem unmittelbar erfahrbaren ‚Hier und Jetzt‘ des gelebten Lebens, der sozialen Beziehungen. Ihre Forderung lautet, die Soziologie müsse ihre Distanz zu den sozialen Phänomenen aufgeben und wieder in die Niederungen des tatsächlichen Lebens zurückkehren, sich wortwörtlich die Hände schmutzig machen. Und dies nicht unbedingt dort, wo sie es sich bequem einrichten kann, sondern bei den gesellschaftlichen Außenseitern, den Kriminellen, den Jugendbanden, den Insassen psychiatrischer Anstalten.

Die neuen Ansätze
betonen die Rolle der
Handelnden und
präferieren qualitative
Sozialforschung

Damit war keineswegs der Verzicht auf theoretische Grundpositionen und analytische Distanz verbunden. Obwohl viele aus der neuen jungen Soziologengeneration mit den Außenseitern, Gruppen und zwielichtigen Gestalten an den Rändern der bürgerlich-ehrvollen Gesellschaft sympathisierten und ihre Forschungen diese auch in ein neues Licht rückten, bedeutete dies nicht, dass sie einfach die Seiten wechselten und zu deren politischen Fürsprechern wurden. Vielmehr begannen Mitte der 1950er Jahre verschiedene dieser Soziologen – neben den bereits erwähnten etwa auch Herbert Blumer, Anselm Strauss, Aaron Cicourel u.a. – mit der Entwicklung neuer, mehr oder weniger miteinander verknüpfter theoretischer Positionen, die unter den Namen des Symbolischen Interaktionismus, des Labeling Approach, der Grounded Theory, der Ethnomethodologie usw. bekannt werden sollten. Ungeachtet der Vielfalt ihrer Positionen und der Unterschiedlichkeit ihrer Forschungsinteressen im Einzelnen war diesen neuen Ansätzen zweierlei gemeinsam: Sie interessierten sich erstens für die praktisch-interpretativen Leistungen, die soziale Akteure in ihrem Handeln permanent erbringen müssen. Solche Interpretationsleistungen sind nicht nur für individuelles Handeln bedeutsam, sondern in gleichem Maße für wechselseitiges Handeln, also Interaktionen, und darüber hinaus für die „Herstellung“ von über die jeweilige Handlungssituation hinausreichenden sozialen Phänomenen und gesellschaftlichen Ordnungen. Damit war zweitens eine Präferenz für qualitative Sozialforschung verbunden, die als Schlüssel zur Erfassung dieser Interpretationsleistungen galt.

Handeln

Interaktion

Interpretation

Menschen müssen die Situationen und Beziehungen, in denen sie sich befinden und bewegen, permanent deuten und verstehen, um handeln zu können. Solche Situationen sind nicht einfach gegeben oder aus vorgefertigten Normen und Rollenschemata aufgebaut. Sie erfordern von den Beteiligten eine aktive Gestaltungs- und Deutungsleistung. Das kann einfach durch zwei Beispiele illustriert werden: Ein Seminar an der Universität lässt sich soziologisch nicht einfach durch die Annahme fester Rollenvorgaben – derjenigen der Studierenden und der DozentInnen – beschreiben und erklären. Vielmehr sind alle Beteiligten ununterbrochen damit beschäftigt, zu deuten, was alle gerade alleine oder gemeinsam tun. Warum sitzen wir hier? Was bedeutet es, wenn da vorne jemand steht und redet oder Fragen stellt? Wieso kann sie oder er Antworten erwarten usw.? An diesen Deutungen orientieren sie dann ihr eigenes Verhalten und Han-

deln. Gewiss ist dieses permanente Zusammenspiel von Deuten und Handeln üblicherweise ein Routinevorgang, der keiner besonderen Aufmerksamkeit bedarf und den man nach einigen Monaten an der Universität auch gleichsam nebenbei erledigt. Dennoch sollte deutlich sein, dass solche grundlegenden Interpretationsprozesse unabdingbar sind, damit man sich ‚im Seminar als Seminar‘ mit wissenschaftlichen Themen beschäftigen kann.

Das lässt sich auch an einem anderen Beispiel verdeutlichen, bei dem zunächst weniger klar ist, um was für eine Situation es sich handeln könnte. Stellen Sie sich beispielsweise vor, Sie stehen in einer Diskothek an der Tanzfläche. Von gegenüber schaut Sie jemand über längere Zeit direkt an. Die Person geht dann an Ihnen vorbei und fragt im Vorübergehen nach Feuer. Wie reagieren Sie? Zunächst müssen Sie natürlich die Frage verstehen können. Das setzt ein gewisses Grundwissen über Rauchen, Zigaretten, Feuerzeuge, allgemeiner über Diskotheken, Musik, Tanzen usw. voraus. Ihr eigenes Handeln richtet sich dann nach Ihrer Interpretation des ganzen Geschehens: War das Gegenüber kurzzeitig und blickte deswegen nicht auf Sie sondern ins Leere? Lassen Kleidung und Gesamterscheinung auf eine Person schließen, die mich – wofür auch immer – interessieren könnte? Könnte ich der Typ von Person sein, der für ein solches Gegenüber interessant wirkt? War die Frage nach Feuer tatsächlich nur aus der Not geboren, d.h. am Zweck des Rauchens orientiert? Oder sollte es ein unverbindlicher (und nicht sehr origineller) Versuch sein, mit mir ins Gespräch zu kommen? Wie auch immer Sie diese und andere Fragen für sich beantworten; Sie schließen daran ein Handeln an, auf das wiederum das Gegenüber reagiert, mit ähnlich breiten Deutungsmöglichkeiten. Vielleicht handelt es sich ja tatsächlich nur um eine kurzzeitige Person, die rauchen will – und jede weitergehende Interpretation brüsk zurückweist. Auf jeden Fall sind in all diesen Vorgängen permanente Deutungsanstrengungen der Beteiligten gefordert, und zwar sowohl im Hinblick auf die Signale oder Mitteilungen, die sie selbst aussenden, wie auch im Hinblick auf diejenigen, die sie wahrnehmen. Die Eigenleistungen der Beteiligten werden in einer solchen Perspektive sehr viel wichtiger als dies in der Theorie von Parsons angenommen wurde. Denn dort schien die Abstimmung der Verhaltens- und Handlungsweisen sich im Wesentlichen aus der gelungenen Übernahme von Rollenmustern und Normen in Sozialisationsprozessen zu ergeben. Eine Soziologie, die sich dagegen für die Situations-Deutungen der handelnden Akteure interessierte, musste auch ihren soziologischen Zugang entsprechend auf die Erfassung der Interpretationsprozesse ausrichten, ja ihr eigenes Tun selbst als Interpretationsvorgang verstehen und methodisch umsetzen. Dafür schienen die etablierten Methoden der quantitativen empirischen Sozialforschung – standardisierte Fragebogentechniken oder Analysen statistischer Variablen – ungeeignet. Stattdessen galt es, „qualitative“ oder „interpretative“ Vorgehensweisen zu entwickeln und einzusetzen, die in der Lage waren, die Komplexität der Deutungsprozesse im soziologischen Gegenstandsbereich zugänglich zu machen.

Menschliches Handeln und soziale Interaktionen erfordern permanent Interpretationsleistungen

Die neuen Ansätze fragen nach den praktisch-interpretativen Leistungen, die soziale Akteure in ihrem Handeln und in ihren Interaktionen sowie bei der Herstellung der sozialen Phänomene und gesellschaftlichen Ordnungen erbringen müssen. Sie präferieren Vorgehensweisen der qualitativen Sozialforschung.

Die neuen Soziologen stellen dem Normativen Paradigma ein Interpretatives Paradigma gegenüber

Makro-soziale Phänomene

Wenige Jahre nachdem Gouldner von den Anzeichen einer Krise gesprochen hatte, etablierten sich diese neuen Ansätze der Soziologie soweit und haben soviel Zuspruch erfahren, dass Thomas Wilson (1981 [1970]) von einem „*Interpretativen Paradigma*“ sprach und Roland Robertson (1993) wegen der darin hervorgehobenen Rolle der Deutungsprozesse eine allgemeine „wissenssoziologische Wende“ in dieser Zeit ausmachte. Wilson beschrieb die Grundintention des *Interpretativen Paradigmas* mit dem Verständnis von sozialer Interaktion als interpretativem Prozess und betonte, dass auch ‚makro-soziale Phänomene‘ aus Interaktionen aufgebaut sind:

„Es gibt keine voneinander isolierten Handlungen; vielmehr sind Handlungen aufeinander bezogen, insofern der eine Handelnde auf den anderen ‚antwortet‘ und zugleich die Handlungen des anderen antizipiert, und dies gilt auch, wenn in situativer Einsamkeit gehandelt wird. (...) Makro-soziale Phänomene (wie Organisationen, Institutionen, soziale Konflikte) erscheinen in dieser Sicht als strukturierte Beziehungen zwischen den interaktiv aufeinander bezogenen Handlungen einzelner.“
(Wilson 1981: 55)

Sanktionen

Dem *Interpretativen Paradigma* stellte Wilson das „*Normative Paradigma*“ gegenüber. Damit war im Wesentlichen die Soziologie von Parsons bezeichnet, in der einerseits davon ausgegangen wurde, dass Handelnde mit spezifischen erworbenen Dispositionen (wie Sprachkompetenz, Handlungskompetenz) ausgestattet sind. Andererseits wurde angenommen, dass sie Rollenerwartungen erfüllen müssen, deren Missachtung mit negativen Sanktionen belegt ist, während sie für die Beachtung und Einhaltung belohnt werden.

Interpretatives Paradigma = Bezeichnung für soziologische Ansätze, welche die Deutungsleistungen der handelnden und interagierenden menschlichen Akteure betonen

Normatives Paradigma = Bezeichnung für soziologische Ansätze – insbes. die Theorie von Talcott Parsons –, die Handeln durch Orientierungen an Rollen- und Normvorgaben erklären

Konsens, kognitiver

Normen

Handlungen und Interaktionen zwischen Personen wurden hier als Beziehungen zwischen Rollen analysiert. Sie sind möglich, weil die Handelnden in ein gemeinsames Symbolsystem und einen „kognitiven Konsens“ über die jeweiligen Situationen, in denen sie handeln, eingebunden sind. Als „normativ“ galt dieses Modell deswegen, weil es den Rollenerwartungen, also einer spezifischen Form von Normen, einen zentralen Stellenwert einräumt: die Handelnden erfüllen die

Erwartungen oder weichen davon ab. In beiden Fällen ist jedoch die Bezugnahme auf die Norm der eigentliche Motor des Geschehens. *Demgegenüber geht das Interpretative Paradigma davon aus, dass die Handelnden erst zu einer gemeinsamen Situationswahrnehmung gelangen müssen, dass sie aktiv, in einem andauernden Deutungsprozess die Art und den Ablauf ihrer Handlungen und Interaktionen begleiten.* Ralph Turner (1976: 118 [1962]) spricht deswegen im Rekurs auf Überlegungen von George Herbert Mead vom „role taking“, d.h. von der aktiven Rollenübernahme, im Unterschied zur Annahme des passiven Rollenvollzugs im *normativen Paradigma*:

Rollenübernahme

„Die Betonung liegt nicht mehr auf dem einfachen Prozess des Ausführens einer vorgeschriebenen Rolle, sondern auf der Art und Weise, wie man das eigene Handeln auf der Basis einer unterstellten Rolle des anderen plant und entwirft. Der Handelnde nimmt nicht einfach einen Status ein, für den es einen wohlgeordneten Satz von Regeln oder Normen gibt; (...) Der tentative Charakter der Rollendefinition und des Rollenspiels wird niemals gänzlich aufgehoben.“ (Turner 1976: 118)

Rollenspiel

Das Interpretative Paradigma geht davon aus, dass die Handelnden eine gemeinsame Situationswahrnehmung aufbauen und ihre Rollen sowie die damit verbundenen Handlungen und Interaktionen in einem permanenten Deutungsprozess aktiv übernehmen und gestalten. Parsons Idee des Rollenspiels als Vollzug von Normen wird als unangemessen verworfen.

Mit dem Interpretativen Paradigma ist gerade deswegen ein entschiedenes Plädoyer für qualitative Forschungsmethoden verbunden: Das Attribut „qualitativ“ bezieht sich hier auf die „Daten“, die der soziologischen Analyse zugrunde liegen. Wenn die aktiven Interpretationen, d.h. die Sinnzuschreibungen der Beteiligten eine solch wichtige Rolle für die sozialen Interaktionen spielen, dann greift eine sozialwissenschaftliche Forschung zu kurz, die über die Auswertung statistischer Regelmäßigkeiten oder standardisierte Fragebögen mit festgelegten Antwortvorgaben in Erfahrung bringen will, warum soziale Phänomene in ihrer spezifischen Weise in Erscheinung treten und wie sie von den Handelnden gesehen werden. Stattdessen wird es notwendig, „ins Feld zu gehen“, sich an den Interaktionen zu beteiligen oder zumindest im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung die Bedeutungen und Interpretationsleistungen der Handelnden zu erkunden. Die Soziologinnen und Soziologen sollten „herumschnüffeln“, forderten viele Protagonisten dieser Richtung immer wieder und bezogen sich damit auf journalistische Recherchestrategien, aber auch auf die Feldforschung der Ethnologen in den Stammeskulturen beispielsweise Afrikas oder Südamerikas. Oft sei es notwendig, lange Gespräche und Diskussionen mit den Beforschten einzugehen sowie auf „natürliche Daten“, d.h. Dokumente aus dem untersuchten Feld (Briefe, Photographien, Zeitungsartikel usw.), zurückzugreifen, um Zugang zur Wirklichkeit des Sozialen zu erlangen. Auch Tonband- oder Filmaufzeichnungen von ‚Originalhandlungen‘ wurden benutzt, um diese in ihrer „tatsächlichen“, also nicht durch standardisierte Vorgaben gebrochenen Komplexität zu analysieren (das letztere Vorgehen ist vor allem die Option der Ethnomethodologie Garfinkels; vgl. S. 111ff.).

Soziologisches Wissen über die Deutungsleistungen der sozialen Akteure lässt sich nur durch qualitative (Feld-) Forschung gewinnen

Mit den neuen Ansätzen sind auch neue Stile der Präsentation von Untersuchungsergebnissen verbunden

Der Unterschied zwischen dem *normativen Paradigma* und dem *Interpretativen Paradigma* oder zwischen der dominierenden Soziologie und dem „frischen Wind“ wird sehr schön in einem Zitat von Joseph Gusfield, einem prominenten *Vertreter des Symbolischen Interaktionismus*, deutlich, der sich 1982 rückblickend erinnerte:

„We used to say that a thesis about drinking written by a Harvard student might well be entitled ‘Modes of Cultural Release in Western Social Systems’; by a Columbia student it would be entitled, ‘Latent Functions of Alcohol Use in a National Sample’; and by a Chicago graduate student as ‘Social Interaction at Jimmy’s: A 55th St. Bar.’ It was a methodology that held the student firmly to what he/she could see, hear, and experience at first hand.... Abstractions and concepts ungrounded by the experience with concrete observations were suspect...I remember first hearing Talcott Parsons present his theoretical perspective at a lecture in Mandel Hall [on campus] at which he was introduced by Louis Wirth who then sat in the front row and proceeded to read his mail during Professor Parsons’ presentation!” (zit. nach Galliker 1995: 183)

Chicago School of Sociology

Harvard steht im obigen Zitat für die Position von Parsons. Eine dortige Doktorarbeit über das Trinken hieße also wahrscheinlich „Formen der kulturellen Freisetzung in Westlichen Sozialsystemen“. An der Universität von Columbia, wo Robert Merton, ein Vertreter funktionalistischer Theorien ‚mittlerer Reichweite‘, und der quantitativ-empirisch vorgehende Sozialforscher Paul Lazarsfeld lehrten, hätte sie den Titel „Latente Funktionen des Alkoholgebrauchs in einer bundesweiten Datenerhebung“ gewählt. Chicago schließlich steht für das Interpretative Paradigma bzw. die Tradition der Chicago School of Sociology (s.u. Kapitel 2, S. 30ff.). Dort lautete der Titel dann wohl: „Soziale Interaktion bei Jimmy’s: Eine Bar in der 55. Straße“. So trug auch eine der ersten Studien von Howard S. Becker, Anselm Strauss u.a., die später wichtige Vertreter des Symbolischen Interaktionismus wurden, den Titel „Boys in White“ (Becker/Geer/Hughes/Strauss 1992 [1961]). Bei den ‚Jungs in Weiß‘ handelte es sich um junge Medizinstudenten; in der Studie ging es darum, wie sie ihr Studium verbrachten und zunehmend zu ‚ernsthaften‘ Mitgliedern des Ärztestandes wurden. Schon an den Titeln ihrer Veröffentlichungen lässt sich also ablesen, in welche Richtung die neue Soziologengeneration sich bewegte.

Die Rezeption im deutschsprachigen Raum beginnt Ende der 1960er Jahre

Im deutschsprachigen Raum wurden die Positionen des Interpretativen Paradigmas sehr früh schon von Jürgen Habermas in seinem 1967 veröffentlichten Literaturbericht über die „Logik der Sozialwissenschaften“ beachtet (Habermas 1985: 203ff und 311ff).¹ Eine breitere Rezeption setzte dann mit verschiedenen Sammelbänden ein, die Übersetzungen grundlegender Texte der genannten Positionen und Autoren enthielten. Dazu zählen insbesondere die Veröffentlichung „Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit“, die 1973 von

¹ In seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ setzt sich Habermas (1981) insbesondere mit George Herbert Mead auseinander und schließt über den Begriff der „Lebenswelt“ an das Interpretative Paradigma an (vgl. S. 231ff. in diesem Band).

der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen herausgegeben wurde,² und beispielsweise der von Heinz Steinert im selben Jahr publizierte Sammelband mit dem Titel „Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie“ (Steinert 1973). Weitere Sammelbände folgten in den nächsten Jahren.³

Im weiteren Verlauf des vorliegenden Buchabschnitts wird es nun um die verschiedenen Ansätze oder Positionen gehen, die sich hinter dem doch etwas vereinfachenden Sammelbegriff des *Interpretativen Paradigmas* verbergen. Denn trotz der erwähnten Grundannahmen und Forschungspräferenzen unterscheiden sich die theoretischen Strömungen, die unter dem Dach des *Interpretativen Paradigmas* versammelt werden. Dies gilt sowohl im Hinblick auf ihre weiteren theoretischen Ausgangspositionen wie auch für die damit verbundenen Forschungsinteressen und empirisch-methodischen Vorgehensweisen. Es handelt sich nicht um große Theoriegebäude, die direkt mit der Systemtheorie von Parsons in Konkurrenz treten, aber doch um entschiedene und theoretisch begründete Plädoyers für ein anderes Verständnis sozialer Phänomene und eine entsprechend andere soziologische Perspektive. Die unterschiedlichen Akzentuierungen des *Interpretativen Paradigmas* haben ihre *gemeinsamen Ausgangspunkte in der Betonung des aktiven und kreativen menschlichen Zeichen- und Symbolgebrauchs, des permanenten Zusammenspiels von Deuten und Handeln in konkreten Situationen sowie der interaktiven Herstellung sozialer Ordnungen*.

Die Gemeinsamkeit der neuen Ansätze besteht in der Betonung der Deutungen, des Zeichen- und Symbolgebrauchs und der handlungspraktischen bzw. interaktiven Herstellung sozialer Ordnung

Der gemeinsame Ausgangspunkt der Ansätze des Interpretativen Paradigmas liegt in der Betonung des aktiven und kreativen menschlichen Zeichengebrauchs als Bestandteil der menschlichen Handlungsfähigkeit. Deuten und Handeln sind in konkreten Situationen und Interaktionen untrennbar ineinander verschlungen. Soziale Ordnungen werden in interaktiven Prozessen der Bedeutungszuweisung konstituiert.

Entwickelt wurden diese Ansätze allesamt von US-amerikanischen Soziologen oder – wie im Falle der phänomenologisch-wissenssoziologischen Arbeiten von Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann (Abschnitt 4) – doch von Soziologen, die zum damaligen Zeitpunkt in den USA lebten. Das bedeutet nicht, dass sie keine Verbindungen zur klassischen europäischen Soziologietradition aufweisen – insbesondere Arbeiten und Positionen von Georg Simmel (vgl. Bd.1, S. 133ff.) und aus der deutschen ‚Verstehenstradition‘ (von Wilhelm Dilthey bis Max Weber, vgl. Bd.1, S. 161ff.) waren für sie wichtig. Zugleich knüpften sie an eine spezifische US-amerikanische Soziologieschule an, die Anfang des 20. Jahrhunderts, also vor dem Aufstieg Parsons, als dominierende, gar als „die“ US-amerikanische Soziologie schlechthin galt – die „*Chicago School of Sociology*“. Die Vorstellung des Interpretativen Paradigmas muss deswegen dort

Verstehenstradition

² Das waren Joachim Matthes, Werner Meinefeld, Fritz Schütze, Werner Springer, Ansgar Weymann sowie der später hinzugekommene Ralf Bohnsack.

³ Mit Ausnahme des weitgehend übersetzten Werkes von Erving Goffman sind viele Texte dieser Tradition in deutscher Sprache nur auszugsweise in Sammelbänden erschienen (beispielsweise Auerwörter/Kirsch/Schröter 1976).

– d.h. zeitgeschichtlich vor dem Werk von Parsons – ihren Ausgangspunkt nehmen. Die Erläuterung der Ansätze konzentriert sich auf die Phase ihrer Grundlegung. Ihre Weiterführung bis in die heutige Soziologie und ihre gegenwärtige Bedeutung können jeweils nur knapp angerissen werden. Im Einzelnen werden folgende Positionen vorgestellt:

- die Chicago School of Sociology (Abschnitt 2, S. 30ff.),
- der Symbolische Interaktionismus (Abschnitt 3, S. 54ff.),
- die sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie (Abschnitt 4, S. 90ff.),
- die *Ethnomethodologie* (Abschnitt 5, S. 111ff.), und
- die Soziologie der Interaktionsordnung (Abschnitt 6, S. 128ff.).

Im abschließenden siebten Abschnitt wird ein kurzes Resümee der gegenwärtigen Bedeutung des Interpretativen Paradigmas gezogen.



Übungsaufgaben:

- Was sind die beiden Grundannahmen, mit denen die Vertreter des Interpretativen Paradigmas sich gegen die etablierte Soziologie der 1950er Jahre richteten?
- Was bedeuten und worin unterscheiden sich das ‚Normative Paradigma‘ und das ‚Interpretative Paradigma‘?
- Erläutern Sie an einem selbst gewählten Beispiel die Rolle von Situationsdeutungen für das Handeln der Beteiligten!

2 Die Chicago School of Sociology

2.1 Chicago: ein städtisches Labor der Kulturen

Die Stadt Chicago ist Anfang des 20. Jahrhundert ein brodelnder Schmelztiegel der Einwandererkulturen und der Dynamik des US-amerikanischen Kapitalismus

Etwa seit den 30er Jahren des 19. Jahrhundert befanden sich die USA in einem gewaltigen Um- und Aufbruch. Viele Millionen europäischer Aussiedler suchten ihr Glück in der ‚neuen Welt‘, wo nach dem Bürgerkrieg die Wirtschaft expandierte wie nirgends sonst. Exemplarisch dafür ist die Entwicklung Chicagos – 1820 kaum mehr als ein Armeelager mit einigen Siedlungen, nur 80 Jahre später mit 1,7 Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt der USA. In Chicago boomte insbesondere die Getreide- und Viehproduktion – die berühmt-berüchtigten, im sozialkritischen Roman „Der Sumpf“ (The Jungle) von Upton Sinclair (http://www.online-literature.com/upton_sinclair/jungle/; Stand vom 12.05.2008) aus dem Jahre 1906 eindrucksvoll literarisch festgehaltenen Schlachthöfe –, die Stahlindustrie und der Eisenbahnverkehr. Nachdem der Strom der europäischen Einwanderer mit dem ersten Weltkrieg abebbte, stieg die Zahl der afroamerikanischen Zuwanderer aus dem Süden der USA stark an. Sie ließen sich im Süden der Stadt, im ‚schwarzen Gürtel‘, nieder. Um 1930 stellten sie mit über 230 000 Angehörigen die größte lokale ethnische Minderheit:

„Chicago unterschied sich von Städten wie Detroit und Philadelphia unter anderem dadurch, daß es den Unterhaltsbedürfnissen aller Schichten und ethnischer Gruppen in extremem Maße entgegenkam. Chicago galt als ‚weit offene‘ Stadt mit einer ausgeprägten Kooperation zwischen Politikern, Polizei und Unterwelt. Daß dubiose Antihelden und Bösewichter wie der Bürgermeister ‚Big‘ Bill Thompson oder der Obermafioso Al Capone gerade in Chicago ihr Betätigungsfeld fanden und nicht in irgendeiner anderen Stadt, war gewiß kein Zufall; ebensowenig die Tatsache, daß das im Januar 1920 erlassene Alkoholverbot, die Prohibition, Chicagos Nachleben nicht etwa schadete, sondern (...) immens belebte. Innerhalb von wenigen Monaten nach der Gesetzesverkündung gab es in Chicago schätzungsweise 20 000 Etablissements, in denen illegal Alkohol verkauft wurde, wobei das Spektrum von hochklassigen Nachtclubs bis zu schäbigen ‚Flüsterkneipen‘ (speakeasies) reichte.“ (Jost 2003: 56)

Die damalige Chicagoer Situation, vor allem die „roaring twenties“, die „wildes zwanziger Jahre“, lässt sich als brodelndes Laboratorium begreifen, in dem sich neue soziale Ungleichheiten, Konfrontationen zwischen unterschiedlichsten ethnisch-kulturellen Gruppen und Wertvorstellungen, kreative Potentiale und Gegensätze zwischen offiziellen Moralvorstellungen und dem tatsächlichen Alltagsleben, der Suche nach Arbeit und Vergnügen entwickelten – eine Stadt, wie gemacht für Debatten und Sozialreformbewegungen aller Art. Dort trafen das alte Amerika der Siedler und das alte Europa der dörflichen Traditionen auf den entstehenden Massenkonsum, die aufstrebenden Hochhäuser, auf ehrliche und weniger ehrliche Geschäftemacher, die Gewinner und das Fußvolk der boomenden Wirtschaft (vgl. Mikl-Horke 1997: 163ff).

Soziale Ungleichheit

2.2 Positionen der Chicago School of Sociology

1892 wurde die University of Chicago gegründet. Sie entwickelte sich bald zu einer der führenden Universitäten der Welt. Im Gründungsjahr der Universität entstand auf dem Chicagoer Campus auch das erste US-amerikanische Soziologiedepartment; die dort entwickelten Positionen galten alsbald als weltweit führend. Die wichtigste Aufbaufigur der Chicagoer Soziologie war Albion W. Small (1854-1926), der bereits 1885 das American Journal for Sociology initiiert hatte und 1895 die American Sociological Society mitbegründete. Obwohl in Chicago eine große Bandbreite soziologischer Positionen und Forschungsstrategien vertreten war, hat sich in die Soziologiegeschichte unter dem Begriff der Chicago School of Sociology ein spezifischer Zusammenhang von Personen und Ansätzen eingeprägt, der nicht alle damaligen Chicagoer Soziologen versammelt. Zentrale Figuren dieser Konstellation waren William I. Thomas und Robert E. Park. Thomas und Park hatten u.a. in Deutschland studiert – die deutschen Universitäten galten damals als führende Lehrstätten der Welt – und dort verschiedene Denktraditionen kennen gelernt. Dazu zählten die Völkerpsychologie von Wilhelm Wundt, die Hermeneutik von Wilhelm Dilthey, die soziologischen Arbeiten von Georg Simmel und Max Webers sinnverstehende Soziologie. Gerade Simmel mit seinen Analysen des Großstadtlebens war – vor allem für Robert E. Park – ein einflussreicher Autor. Bereits um die Jahrhundertwende er-

Aus dem Zusammenspiel von philosophischem Pragmatismus und soziologischen Forschungsinteressen entstand eines der weltweit führenden soziologischen Departments

Völkerpsychologie

Hermeneutik

Verstehende Soziologie

schienen Übersetzungen Simmelscher Aufsätze im Chicagoer American Journal for Sociology.

Kultur

Ähnlich wie Simmel interessierten sich die Chicagoer Soziologen für das Großstadtleben, insbesondere für das Aufeinandertreffen der verschiedenen ethnischen Gruppen und Kulturen in der expandierenden Metropole. Es ging ihnen weniger um große Theorien als vielmehr um die Bearbeitung ganz konkreter Fragen nach den Erfahrungen, Konflikten, Innovationen des Großstadtlebens, auch um die Möglichkeiten und Grenzen der Gestaltung durch politisch-soziale Reformbewegungen. Diese Interessen und auch die Vorstellungen über die Handlungsweisen der Menschen wurden von der ebenfalls in Chicago vertretenen philosophischen Richtung des *Pragmatismus* geteilt. Vertreter dieser Philosophie sind Charles S. Peirce (1839-1914), William James (1842-1910) oder John Dewey (1859-1952) und auch der weiter unten ausführlicher vorgestellte George Herbert Mead. Robert E. Park hatte sowohl bei James wie auch bei Dewey studiert, war mit letzterem befreundet und in gemeinsame Arbeitsvorhaben eingebunden. Im Anschluss an die Arbeiten Meads entwickelte sein damaliger Chicagoer Assistent, Herbert Blumer, später die Grundzüge des *Symbolischen Interaktionismus* (vgl. Kap. 3). Bevor die soziologischen Positionen von Thomas und Park näher erläutert werden, soll zunächst das Handlungsmodell des Pragmatismus vorgestellt werden. Es ist von zentraler Bedeutung für die verschiedenen Ansätze des Interpretativen Paradigmas.



Lektürevorschlag:

Lindner, Rolf (1990): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 75-115.

Vertiefung:

Hier kann das gesamte Buch von Lindner empfohlen werden.

2.2.1 Das Handlungsmodell des Pragmatismus

Der Pragmatismus geht davon aus, dass menschliches Handeln sich an Nützlichkeit für Problembearbeitungen orientiert; Denken und Handeln sind eng miteinander verknüpft

Der Pragmatismus ist eine Philosophie des Handelns, die sich dafür interessiert, wie Menschen im Handeln der Welt begegnen, wie sie die praktischen Probleme ihres Lebens angehen. Menschen entwickeln dabei Routinen des Deutens und Handelns, aber sie zeigen auch Kreativität, wenn sie Störungen oder Irritationen erfahren. Dann probieren sie neue Deutungen der Welt und Strategien des Handelns aus. Oft wird der Pragmatismus als eine Philosophie der Nützlichkeit bezeichnet. Dies ist dann zutreffend, wenn man einen sehr weiten Begriff der Nützlichkeit anlegt und damit die Annahme bezeichnet, dass Menschen in ihrem Handeln bemüht sind, Aufgaben oder Probleme zu bewältigen und dafür die geeigneten Mittel einzusetzen. Nehmen wir dazu ein einfaches, in der Literatur wiederholt auftauchendes Beispiel (vgl. Mead 1969: 242): Stellen Sie sich bitte vor, Sie machen einen Spaziergang. Sie gehen aber nicht auf einem Weg, sondern querfeldein. Dabei kommen Sie an einen tiefen Bach, der zu breit ist, um einfach hinüberzuspringen. Sie stehen also vor einem sehr konkreten Problem,

zumindest dann, wenn Sie keine nassen Schuhe, Strümpfe, Röcke oder Hosen haben wollen. In dieser Situation werden Sie wohl Verschiedenes ausprobieren: den Bach entlang laufen, um eine schmalere Stelle zu finden und hinüberzuspringen; Ausschau nach Steinen im Wasser halten, auf die Sie vielleicht treten könnten; das Gebüsch nach einem dicken Ast durchsuchen, auf dem Sie trockenen Fußes balancieren würden; oder, wenn alles nicht hilft, einfach Hose und Schuhe ausziehen, Zähne zusammenbeißen und los. Mit seinem Handlungskonzept interessiert sich der Pragmatismus für solche kreativen Situationen des Problemlösens in ihrem Zusammenspiel mit den eingeübten Routinen des Handelns und Denkens.

Menschliches Handeln ist eine Abfolge von Versuchen oder Handlungsexperimenten und Problemlösungen, die, wenn sie sich bewähren, als Routinen übernommen werden, oder aber, wenn sie scheitern oder als nicht länger bewährt erscheinen, in einem kreativen Prozess durch andere Handlungen ersetzt werden. In diesem Sinne lässt sich das Handlungskriterium des Pragmatismus als dasjenige der „Nützlichkeit“ verstehen. Keineswegs ist damit also eine philosophische Position verbunden, die als Utilitarismus bezeichnet wird und den Menschen als an eigenen Nutzenmaximierungen und rationalen Nützlichkeitsabwägungen (Zweck-Mittel-Kalkulationen) orientiertes Handlungswesen begreift (vgl. Bd.1, S. 202). Eine solche philosophische Grundidee liegt ja der ökonomischen (und soziologischen) Handlungstheorie des Rational Choice zugrunde (vgl. S. 305ff. im vorliegenden Band). Letztere geht davon aus, dass Individuen sich für Handlungen entscheiden, indem sie bestimmten Vorlieben (Präferenzen) folgen und dabei versuchen, die damit verbundenen Kosten und Nutzen abzuwägen und ihren individuellen Nutzen zu maximieren. Aus pragmatistischer Sicht formuliert der Utilitarismus mit seinen Vorstellungen von Zielen, Zwecken, Motiven und Kalkülen, die dem Handeln vorausgehen und es anleiten, ein theoretisches Modell, dem das tatsächliche Handeln der Menschen nur in seltenen Grenzfällen entspricht. Deswegen wird die allgemeine Angemessenheit des utilitaristischen Handlungsmodells entschieden bestritten.

Der Pragmatismus wandte sich nicht nur gegen den Utilitarismus und dessen Handlungsmodell, sondern auch gegen eine andere, psychologische Richtung der Analyse menschlichen Verhaltens, die heute als *Behaviorismus* bekannt ist und beispielsweise mit dem Namen von John B. Watson (1878-1958) verbunden wird. Der Behaviorismus ging in seiner Untersuchung des menschlichen Verhaltens und Handelns davon aus, dass dieses ebenso wie das Verhalten von Tieren von außen als *Mechanismus oder Zusammenhang von Reiz und Reaktion* beschrieben werden könne. Dabei stehen nicht so sehr angeborene bzw. genetisch bedingte Reaktionen im Mittelpunkt als vielmehr der Erwerb von neuen Reaktionsmustern durch reiz-reaktionsbasiertes Lernen im Kontakt mit der Umwelt. In Laborversuchen mit Hunden hatte der russische Forscher und Nobelpreisträger Iwan P. Pawlow (1849-1936) gezeigt, dass sich Tiere über bestimmte Kopplungen von äußeren Reizen (beispielsweise dem Klingeln einer Glocke) mit Belohnungen (Futter) oder Bestrafungen (elektrische Schläge) zu bestimmten Verhaltensweisen (wie der Speichelabsonderung) bringen ließen, die schließlich als Reaktion auch dann auftraten, wenn auf die tatsächliche Belohnung bzw. Bestrafung verzichtet wurde. Ganz ähnlich wurde angenommen, dass auch menschl-

Der Pragmatismus argumentiert gegen die Idee der ‚Nutzenmaximierung‘, wie sie der Utilitarismus vertritt

Der Pragmatismus argumentiert auch gegen das auf Reiz-Reaktionsmechanismen abzielende Verhaltens- und Lernmodell des Behaviorismus

ches Verhalten und Handeln im selben Modell als Zusammenhang von Reizen (Stimuli) und Reaktionen zu analysieren und zu verstehen sei. Ein eindrucksvolles Beispiel für den möglichen Einsatz dieser Theorie liefert der Film „Uhrwerk Orange“ von Stanley Kubrick aus dem Jahre 1971, nach dem etwa zehn Jahre zuvor erschienenen gleichnamigen Roman von Anthony Burgess. Dort wird der ‚böse‘ Protagonist dadurch ‚gebessert‘, dass man ihn zwingt, Filme und Bilder exzessiver Gewalt anzusehen, wobei ihm gleichzeitig eine Substanz injiziert wird, die Übelkeit verursacht. Danach bekommt er nicht nur bei jeder Begegnung mit Gewaltszenen (Reiz) entsprechende Anfälle von Erbrechen u.a. (Reaktion). Sondern diese treffen ihn nunmehr auch bei seiner früheren Lieblingsmusik, den Symphonien Ludwig van Beethovens – ein kleiner, nicht beabsichtigter Nebeneffekt der Behandlung, in der die Gewaltszenen mit Musik unterlegt waren.

Pragmatismus = Philosophie des Handelns, die davon ausgeht, dass Handeln sich an Problemlösungen orientiert und Denken aus Irritationen des Handelns entspringt

Utilitarismus = philosophische Position, die von der Nutzenorientierung und -maximierung als Grundlage des menschlichen Handelns ausgeht[^]

Behaviorismus = philosophische und verhaltenswissenschaftliche Position, die menschliches und tierisches Verhalten als Reiz-Reaktions-Mechanismus unter Absehung von Denkprozessen analysiert

Der Pragmatismus geht von der Verwicklung des Denkens und Handelns in konkreten Situationen des Problemlösens aus

Während aus der Sicht des Pragmatismus der Utilitarismus dem Handeln gewissermaßen ein ‚Zuviel an Denken‘ als Voraussetzung zuspricht, ist es beim Behaviorismus gerade ein ‚Zuwenig an Denken‘ bzw. ein völliger Verzicht auf Annahmen über menschliche Denkprozesse, der von den pragmatistischen Philosophen kritisiert wird:

„Dewey bestreitet, daß wir uns Handlungen summativ zusammengesetzt aus den Phasen äußerer Reizung, innerer Reizverarbeitung und äußerer Reaktion vorstellen dürfen; er setzt diesem ‚Reflexbogenmodell‘ die Ganzheitlichkeit der Handlung entgegen: die Handlung konstituiert erst, welche Reize in ihrem Zusammenhang relevant sind.“ (Joas 1992b: 31)

Genau zwischen den beiden Positionen des Utilitarismus und des Behaviorismus situieren die Pragmatisten also ihr eigenes Handlungskonzept, das von den Verwicklungen des Denkens und Handelns in den konkreten Situationen des Handlungsvollzuges und Problemlösens ausgeht. James und Dewey betonen die permanenten, gleichsam interaktiven Abstimmungsprozesse zwischen den Bewusstseinsleistungen und dem Handeln der Menschen. Äußere Reize erzeugen demnach nicht das Handeln, sondern wirken als Impulse zur permanenten Neujustierung ablaufender Handlungsprozesse. So schreibt John Dewey in einer Zusammenfassung seiner Theorie des Denkens:

„Das Denken nimmt seinen Ausgang von einer Stelle, die man ganz gut eine Straßenkreuzung nennen kann, von einer Situation, die mehrdeutig ist, die Alternativen

enthält, ein Dilemma darstellt. (...) Der Wunsch, dem Zustand der Beunruhigung ein Ende zu bereiten, leitet den gesamten Reflexionsprozess. (...) Dieses Verlangen, eine Beunruhigung zu beseitigen, beeinflusst auch die Art der Fragestellung. Ein Wanderer, der nach einem schönen Pfad Ausschau hält, wird andere Betrachtungen anstellen und seine Gedanken nach anderen Gesichtspunkten prüfen als der Mann, der nach einer bestimmten Stadt gelangen will. Das Problem setzt den Gedanken ein Ziel, und das Ziel regelt den Denkprozess.“ (Dewey 2002: 14f [1910])

Dies gilt ganz analog auch für das Handeln der Wissenschaftler. Hier formulierte vor allem Charles S. Peirce mit seinem Konzept der „Abduktion“, der geistesblitzartigen Erschließung des Neuen, eine Theorie der Kreativität wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse (vgl. Reichertz 2002). Die Pragmatisten argumentierten gleichzeitig gegen einen objektiven Wahrheitsbegriff und damit gegen die Möglichkeit des Erkennens von absoluten Wahrheiten über weltliche Phänomene. ‚Wahrheit‘ muss sich vielmehr im Handeln bewähren, wahr ist das, was funktioniert, und zwar sowohl auf der Ebene des individuellen Handelns wie auch beim kollektiven Handeln. Es ist deswegen kein Zufall, dass sie – insbesondere Dewey – die Bedeutung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, der Debatten und kollektiven Kommunikationsprozesse betonten, die kollektive Erfahrungen, deren Irritation und anschließende gemeinsame Suchprozesse nach Problemlösungen begleiten: *Gesellschaft existiert durch und in Kommunikation*. Das Selbstbewusstsein und die Verschiedenheit der Gesellschaftsmitglieder ist eine Bedingung gelingender Kommunikation, denn sonst wäre sie nicht notwendig. Soziale Gruppen bilden ein gemeinsames, keineswegs widerspruchsfreies Kommunikations- und Bedeutungsgebilde aus, ein „universe of discourse“, das sich in ständigem Fließgleichgewicht befindet. Dieses „Diskursuniversum“ ist die Grundlage dafür, dass die Handlungs- und Erfahrungsprozesse verschiedener Individuen innerhalb einer sozialen Gruppe überhaupt aufeinander bezogen, gegeneinander abgewogen, miteinander abgestimmt werden können. Was für das individuelle Handeln gilt, lässt sich auch für das kollektive Handeln festhalten:

Menschliches „Handeln stößt auf Probleme und führt zu unintendierten oder unantizipierten Konsequenzen, welche von dem handelnden Kollektiv reflexiv verarbeitet werden müssen. Im Rahmen gemeinschaftlicher Standards werden Handlungsfolgen von spezifisch vorgesehenen Institutionen, aber auch von allen betroffenen Individuen und Kollektiven wahrgenommen, interpretiert, bewertet und in der Vorbereitung künftiger Handlungen berücksichtigt. In diesem Prozeß der Folgeninterpretation und -bewertung spielt die Kommunikation zwischen allen Betroffenen eine wesentliche Rolle.“ (Joas 1992b: 35)

Die Annahmen des pragmatistischen Handlungsmodells gelten auch für wissenschaftliches und kollektives Handeln

Abduktion

Lektürevorschlag:



Einen konzentrierten Überblick über die Zusammenhänge von Pragmatismus, Chicago School und Symbolischem Interaktionismus gibt Joas (1992b).

Zum Verhältnis von Denken und Handeln im Pragmatismus: Dewey, John (2002): *Wie wir denken*. Zürich, S. 8-16.

Vertiefung:

Ein guter Einblick in die Chicagoer Philosophie und Soziologie ist zu finden unter: www.pragmatism.org/genealogy/chicago.htm. [Stand v. 12.05.08]

2.2.2 Die „Definition der Situation“

Das pragmatistische Handlungsmodell findet seine Entsprechung im Konzept der subjektiven „Definition der Situation“

Welche Entsprechung hatte das pragmatistische Handlungsmodell in den soziologischen Positionen der Chicago School gefunden? Einen Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage bildet das Konzept der „Definition der Situation“. Damit prägte der US-amerikanische Soziologe William I. Thomas eine Annahme, die bis heute eine zentrale Rolle im Interpretativen Paradigma der Soziologie und darüber hinaus spielt. Thomas geht nun davon aus, dass Menschen immer in „Situationen“ handeln und dass dieses Handeln ganz im Sinne des Pragmatismus als eine situationsbezogene ‚Problemlösung‘ verstanden werden kann. Solche Situationen können in dreierlei Hinsicht soziologisch beschrieben werden:

- einmal in Bezug auf die „Werte“, d.h. die objektiven Faktoren und Bedingungen der Situation wie beispielsweise der räumliche Kontext oder die Zahl der Anwesenden;
- dann im Hinblick auf die Motive oder „Einstellungen“ der Beteiligten, die das Geschehen vorantreiben. Doch beide Momente wirken nicht als gleichsam unabhängige Größen in der Situation – das Handeln der sozialen Akteure kann vielmehr nur dann verstanden werden, wenn
- drittens ihrer ‚subjektiven‘ Wahrnehmung dieser Faktoren, d.h. ihrer *Definition der Situation* Rechnung getragen wird.

Die Soziologie muss sich also darum bemühen zu verstehen, *wie sich die Wirklichkeit einer Situation aus der Sicht des oder der Handelnden darstellt*. Nur dann kann sie erklären, was vor sich geht. Thomas formuliert diese Forderung erstmals in seiner berühmten, gemeinsam mit Florian Znaniecki verfassten Studie über die ‚polnischen Bauern in Europa und Amerika‘ (s.u.). Für individuelles und kollektives Handeln gilt:

„Jede konkrete Handlung ist die Lösung einer Situation. Die Situation beinhaltet drei Arten von Daten: 1. Die objektiven Bedingungen, unter denen ein einzelner oder eine Gesellschaft zu handeln hat, d.h. die Gesamtheit der Werte (...). 2. Die bereits bestehenden Einstellungen des einzelnen oder der Gruppe, die im gegebenen Augenblick sein Verhalten tatsächlich beeinflussen. 3. Die ‚Definition der Situation‘, d.h. die mehr oder weniger klare Vorstellung von den Bedingungen und das Bewußtsein der Einstellungen. Die Situationsdefinition ist eine notwendige Voraussetzung für jeden Willensakt, denn unter gegebenen Bedingungen und mit einer gegebenen Kombination von Einstellungen wird eine unbegrenzte Vielzahl von Handlungen möglich und eine bestimmte Handlung kann nur dann auftreten, wenn diese Bedingungen in einer bestimmten Weise ausgewählt, interpretiert und kombiniert werden und wenn eine gewisse Systematisierung dieser Einstellungen erreicht wird und die andere überragt.“ (Thomas 1965: 84f)

Situationsdefinitionen orientieren die gegebenen Handlungsoptionen

Auch wenn pragmatistisch Handeln als Problemlösen begriffen wird, bedarf die Auswahl von Handlungen einer begleitenden Interpretation, die die Komplexität des Geschehens auf eine handhabbare Größe reduziert. Im vorher erwähnten Beispiel des Spaziergängers, der auf das Problem ‚breiter Wildbach‘ trifft, muss ja nicht die ‚ganze Welt‘ neu gedeutet werden. Die Suche nach geeigneten Mit-

teln zur Bachüberquerung hat nur dann Chancen auf Erfolg, wenn bestimmte Vorstellungen, Suchkriterien und Deutungen bereits vorliegen und zum Einsatz kommen – nicht zuletzt die Vorstellung, dass man durch einen Bach nicht einfach hindurchgeht. In diesem Sinne verfügt auch der Spaziergänger über eine ‚Definition der Situation‘. Thomas hat die Idee der Situationsdefinition an mehreren Stellen formuliert. In einem der berühmtesten Zitate der Soziologiegeschichte – dem sogenannten „Thomas-Theorem“ – kommt sie besonders prägnant zum Ausdruck. So schreiben Dorothy und William Thomas in ihrer gemeinsam 1928 veröffentlichten Studie über „The Child in America“:

„So weigerte sich z.B. ein Gefängnisaufseher, die Anordnung eines Gerichts zu befolgen, nach welcher ein Gefängnisinsasse zu einem bestimmten Zweck nach außerhalb der Gefängnismauern zu schicken war. Er entschuldigte sich damit, daß der Mann zu gefährlich sei. Er hatte mehrere Menschen getötet, welche die unglückliche Angewohnheit hatten, auf der Straße mit sich selbst zu reden. Aus ihrer Lippenbewegung schloß der Mörder, daß sie ihn beschimpften und er benahm sich so, als ob dies wahr wäre. Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real.“ (Thomas/Thomas, *The Child in America*, 1928, zit. nach Thomas 1965: 113f; Hervorh. des Thomas-Theorems durch R.K.)

Man darf das von Thomas/Thomas hier vorgestellte Beispiel nicht dahingehend missverstehen, dass es sich nur um Ausnahmen oder psychische Störungen handle, bei denen die „Definition der Situation“ Probleme schaffe und wichtig werde. Vielmehr gilt der beschriebene Zusammenhang von Situationsdefinition und den anschließenden Handlungen bzw. Folgen für alle menschlichen Handlungssituationen: Die Definition einer Situation, wie falsch oder irreführend sie in den Augen anderer auch scheinen mag, liegt den Aktionsweisen der darin Handelnden und damit auch den beobachtbaren „realen Folgen“ dieser Situation zugrunde. Erinnern wir uns an die im vorangehenden Kapitel beschriebene ‚Feuer-Situation‘: Wenn sie von der um Feuer gebetenen Person als Flirtsituation definiert wird, so wird diese Person in der einen oder anderen Weise vielleicht versuchen, den Flirt aufzugreifen und weiterzuführen, oder aber ihn brüsk zurückweisen. In beiden Fällen hat also die Situationsdefinition reale Folgen, selbst dann, wenn es ‚ursprünglich‘ tatsächlich nur um die einfache Frage eben nach ‚Feuer für eine Zigarette‘ ging.

Menschen handeln immer in „Situationen“; Handeln ist eine situationsbezogene ‚Problemlösung‘. Situationen werden gebildet aus objektiven Faktoren und Bedingungen („sozialen Werten“), Handlungsmotiven oder „Einstellungen“ der Beteiligten und ihrer Wahrnehmung all dieser Faktoren, d.h. ihrer *Definition der Situation*. Das Thomas-Theorem lautet: „Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real.“ Die Soziologie muss untersuchen, wie sich die Wirklichkeit einer Situation aus der Sicht des oder der Handelnden darstellt.

Situationsdefinitionen
sind soziale
Konstrukte

Situationsdefinitionen sind keineswegs Ausdruck einer im strengen Sinne subjektiven Vorstellung oder Bedeutungszuweisung. Thomas nimmt vielmehr an, dass jede Kultur den handelnden Individuen sozial verfestigte und damit mehr oder weniger stark vorgegebene Situationsdefinitionen zur Verfügung stellt, etwa in Gestalt von Verhaltensrichtlinien, Vorschriften, Traditionen oder „standardisierten Sozialbeziehungen“ (Volkart 1965: 21). Situationsdefinitionen haben also, ganz ähnlich wie die Kollektivvorstellungen im soziologischen Denken von Emile Durkheim, eine Existenz *sui generis*, d.h. aus eigenem Recht: Sie entstehen aus sozialen Prozessen der Institutionalisierung und treten dem Einzelnen in seinem Handeln als äußerliche, soziale Muster mit Ansprüchen an angemessenes Verhalten gegenüber.⁴ Gleichzeitig gesteht Thomas den Handelnden durchaus Möglichkeiten der Beeinflussung oder Modifikation von Situationsdefinitionen zu. In besonderen sozialen Positionen – beispielsweise bei Richtern, die prüfen, ob ein Verdächtiger eine Tat begangen hat, bei Wissenschaftlern, die nach den gesellschaftlichen Ursachen von schlechten Schulnoten fragen, oder bei Propheten, die bestimmte religiöse Erfahrungen deuten – können solche Möglichkeiten Einzelner weitaus stärker zum Tragen kommen als im gewöhnlichen Fluss des Alltagslebens. Die maßgeblichen Akteure in der Genese von Situationsdefinitionen sind hier soziale Gruppen mit unterschiedlichster Ausdehnung und Einbindung in umfassendere soziale Prozesse. Eine besondere Bedeutung für die Vermittlung von Situationsdefinitionen kommt gleichwohl spezifischen „Agenten der Gesellschaft“ im Alltagsleben zu. Thomas schreibt:

„Dieses Definieren der Situation wird von den Eltern begonnen, indem sie befehlen, verbieten und lehren, es wird von der Gemeinschaft mit Lob und Tadel fortgeführt und wird formal repräsentiert durch die Schule, das Gesetz, die Kirche.“ (Thomas 1965: 298 [1917])

Gesellschaftliche
Lagen, in denen
unterschiedliche
Situationsdefinitionen
aufeinander treffen,
sind soziologisch
besonders interessant

Thomas' soziologisches Forschungsinteresse richtete sich auf den Zusammenhang von sozialen Verhaltensregeln, den Institutionen bzw. der sozialen Organisation einer Gruppe und dem tatsächlichen Handeln sowie den ‚Situationsdefinitionen‘ der Gruppenmitglieder. Spezifischer analysierte er – und das kommt in seinen Studien deutlich zum Ausdruck – Konstellationen, in denen die individuell vorgenommenen Situationsdefinitionen von den kollektiven und ‚öffentlichen‘ Gruppenvorgaben oder -erwartungen abweichen, etwa die Frage, warum aus gesetzestreuen und anpassungswilligen jungen polnischen Männern Kriminelle wurden. Die Ursachen solcher Abweichungen sind vielfältig. Sie können beispielsweise, wie bei den polnischen Bauern, in sozialen Transformationserfahrungen, in der Empfindung von sozialer Desorganisation, im Aufeinandertreffen unterschiedlichster sozialer Gruppen oder allgemeiner in sozialen Krisenlagen begründet liegen, die die gesamte Gruppe zu Modifikationen oder Anpassungen ihrer Situationsdefinitionen an veränderte Umstände zwingt. Eine weitere Möglichkeit, die Thomas am Beispiel des „schlecht angepassten Mädchens“,

⁴ Hier lässt sich erkennen, wie Thomas einige Überlegungen der späteren Theorie der Wissenssoziologie von Peter L. Berger und Thomas Luckman (s.u. Kapitel 4.2; S. 100ff.) vorwegnimmt (vgl. Hitzler 1999).

einer 1923 erschienenen Untersuchung über ‚unkonventionelles weibliches Sexualverhalten‘ und Prostitution erläutert, ist das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Moralvorstellungen und damit verbundener Handlungsorientierungen. Chicago bot dafür einen paradigmatischen Nährboden:

„Die Situationsdefinition gleicht einer Bestimmung des Unbestimmten. (...) Ob die Ehe unauflöslich ist, ob ein außereheliches Geschlechtsleben gestattet ist, ob bereits Kinder über Geschlechtsdinge aufgeklärt werden sollten, ob die Kinderzahl begrenzt werden darf – alle diese Fragen sind unbestimmt geworden. Es gibt konkurrierende Situationsdefinitionen, von denen keine bindend ist.“ (Thomas 1965: 324f [1923])

Kulturen sind im Verständnis von Thomas keineswegs vollständig reglementierte, konfliktfreie und starre Vorräte an solchen Schemata. Sie zeichnen sich vielmehr durch eine hohe interne Heterogenität, Konflikthaftigkeit und auch Flexibilität der Situationsauslegungen aus. Eine wichtige Aufgabe der Soziologie besteht dann im Herausarbeiten der unterschiedlichen Standpunkte oder Situationsdefinitionen, die in konkreten sozialen Situationen aufeinandertreffen. Solche Definitionen können aus der Situation bzw. aus Aufzeichnungen und Materialien herausgearbeitet werden, welche von den Handelnden selbst erzeugt wurden. Sie können auch durch Gespräche von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit den Beteiligten einer Situation ermittelt werden. Die Ergebnisse solcher „Ermittlungen“ sind ihrerseits wieder Bestandteile der wissenschaftlichen Situationsdefinition – auch die Forscherinnen und Forscher sind ja von Definitionsprozessen nicht ausgenommen. Wenn schon für den Normalfall komplexer Gesellschaften von einer großen Heterogenität und ‚Unübersichtlichkeit‘ der Situationsdefinitionen auszugehen ist, so gilt dies umso mehr für Gesellschaften, die sich beispielsweise durch Migrationsprozesse in schnellen Phasen des Wandels befinden. So beschreibt Thomas bereits in der damaligen Situation eine Dynamik der Individualisierung, die zu zahlreichen moralischen Verurteilungen – beispielsweise der gelebten Sexualität der ‚nichtangepassten jungen Mädchen‘ im damaligen Chicago – und gesellschaftlichen Konflikten führte, letztlich ihren Ort aber in der Vervielfältigung und zunehmenden ‚Unverbindlichkeit‘ der verfügbaren Situationsdefinitionen hatte.

Vor dem Hintergrund der enormen Wandlungsdynamik, wie sie exemplarisch in Chicago zum Ausdruck kam, benennt Thomas schließlich als Forschungsprogramm der Soziologie das Studium von ‚Anpassungsprozessen‘, also von Neuausrichtungen des individuellen und/oder kollektiven Handelns angesichts neuartiger Handlungsprobleme (Thomas 1965: 137f [1937]). Dieses Programm richtet sich zum damaligen Zeitpunkt sehr deutlich gegen die Vertreter des erwähnten Behaviorismus, die menschliches Verhalten als Reiz-Reaktions-Prozess analysierten. Zwar bestreitet Thomas keineswegs die Existenz und Notwendigkeit biochemischer Prozesse in Gestalt von Wahrnehmungsabläufen, Muskelstimuli usw. Sie besitzen jedoch keine kausale Erklärungskraft für die Analyse des menschlichen Verhaltens und Handelns. Wichtig ist vielmehr – und hier trifft sich die Position von Thomas direkt mit dem weiter unten vorgestellten „Sozialbehavioristen“ George Herbert Mead – die gerade erläuterte ‚Zwischenebene‘ der Interpretation bzw. Situationsdefinition, die zwischen dem Reiz und der Reaktion steht. Es gibt also weder für die SoziologInnen noch für die sozia-

Migration

Individualismus/
Individualisierung

Aufgabe der Soziologie ist die Untersuchung von Irritationen und Neuausrichtungen des Handelns auf individueller und kollektiver Ebene

Sozialbehaviorismus

len Akteure selbst eine unmittelbare soziale Wirklichkeit, die als Reiz auf ihr Handeln wirkt und bei ihnen spezifische Reaktionen hervorruft. Dazwischen geschaltet sind vielmehr immer die Interpretationsprozesse, mit denen die Handelnden das deutend wahrnehmen, ‚was vor sich geht‘. Dies gilt nicht nur für objektiv-materielle Bestandteile von Handlungssituationen, sondern gerade auch für die Wahrnehmung dessen, was die jeweils anderen (scheinbar) tun. Deswegen sind für die soziologische Analyse die erwähnten zwei Aspekte notwendig: die Analyse äußerer Bedingungen oder Faktoren der Situation – das kann auch in Gestalt von Statistiken erfolgen (Volkart 1965: 42f) – ebenso wie die Erfassung der individuell und/oder gemeinsam durch die involvierten Akteure gehandhabten Situationsdefinitionen. Und eine wichtige Möglichkeit des Zugangs zu solchen Situationsdefinitionen bieten beispielsweise qualitative Analysen persönlich-biographischer Dokumente, wie sie William I. Thomas und Florian Znaniecki in ihrer klassischen Studie der qualitativen Sozialforschung über die polnischen Bauern einsetzten. Diese Studie wird deswegen im anschließenden Abschnitt vorgestellt.

William Isaac Thomas (1863-1947)



William I. Thomas wurde 1863 in einer abgelegenen ländlichen Gegend als Sohn eines Methodistenpredigers und Farmers geboren. 1880 begann er sein Studium der zeitgenössischen und klassischen Literatur an der University of Tennessee. 1888-1889 hielt er sich in Berlin und Göttingen auf, wo sein Interesse für Ethnographie geweckt wurde, beispielsweise anhand von Wilhelm Wundts Buch „Völkerpsychologie“. Nach einem kurzen Zwischenstopp am Oberlin College als Professor für Englische Sprache entschloss er sich zum Graduiertenstudium am Soziologiedepartment der University of Chicago. 1895 erhielt er dort eine Stelle als Assistant Professor; 1910 wurde er „full professor“. In diesen Jahren reiste er erneut mehrmals nach Europa, insbesondere auch nach Polen. Methodisch an ethnologischen und vergleichenden Studien interessiert, lernte er Polnisch und entschloss sich, die polnische Community in Chicago zu erforschen. Thomas unterhielt Kontakte zu den verschiedenen städtischen Reformprojekten der damaligen Zeit, wenn auch seine Ansichten – beispielsweise über die Unvermeidlichkeit der Prostitution – nicht im Einklang mit den Ansichten der Reformpolitiker standen. 1918 wurde er in Chicago wegen „unmoralischen Verhaltens“ entlassen; später lehrte er an der New School for Social Research in New York. 1926 wurde Thomas mit großer Mehrheit zum Präsidenten der American Sociological Society (später: American Sociological Association) gewählt.

Lektürevorschlag:

Thomas, William I. (1965a): Der polnische Bauer in Europa und Amerika. In: Ders., Person und Sozialverhalten. Neuwied am Rhein/Berlin: Luchterhand, S. 63-85 [gekürzte dt. Übersetzung der ‚Methodological Note‘, mit der Thomas/Znaniecki ihre Studie über „The Polish Peasant“ einleiten].

Vertiefung:

Thomas, W. I. (1965): Person und Sozialverhalten. Neuwied am Rhein: Luchterhand [enthält Aufsätze und Auszüge aus verschiedenen Arbeiten].

Volkart, E. H. (1965): Einführung: Soziales Verhalten und Definition der Situation. In: Thomas, William I., Person und Sozialverhalten, S. 9-52 [Erläuterungen zu Leben und Werk].

2.2.3 Die polnischen Bauern in der Neuen Welt

Die allgegenwärtige Bedeutung der Migrationsprozesse in Chicago, die Bemühungen der Stadtpolitiker um die Aufrechterhaltung sozialer Ordnung und die Durchführung verschiedenster Sozialreformen beeinflussten die Forschungsinteressen der Chicagoer Soziologen, die zugleich selbst vielfach sozialreformerisch engagiert waren. Deswegen ist es wenig verwunderlich, dass sich eine der ersten großen und klassischen soziologischen Studien des 20. Jahrhunderts in der Tradition der Chicago School mit Migrationserfahrungen befasste. Es handelt sich dabei um die in den Jahren 1918-1920 publizierte, mehrbändige und berühmte Untersuchung über „The Polish Peasant in Europe and America“, die William I. Thomas zusammen mit Florian Znaniecki (1858-1958) durchführte. Thomas hatte den Philosophen Znaniecki während einer Reise nach Polen kennengelernt. Letzterer war damals Direktor der ‚Polish Emigrants Protective Association‘ und kannte sich gut mit dem Leben der polnischen Bauern aus. Nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges verließ er Polen und arbeitete in Chicago mit Thomas zusammen. Beide interessierten sich für die Erfahrungen der polnischen Immigranten, die sich aus dem ländlichen und bäuerlichen Umfeld in Polen, aus der Sicherheit und Verwurzelung in ihren Heimatdörfern, nun in die sich rapide wandelnde, chaotische und expandierende nordamerikanische Großstadt versetzt sahen. Die damit verknüpften Fragen sind auch heute, in einer globalisierenden Welt, von enormer Bedeutung: Wie verlaufen Eingliederungsprozesse im Einwanderungsland? Welche Beziehungen zum Herkunftsland entstehen bzw. werden aufrechterhalten? Welche Rolle spielten ethnische Identitäten und die Herausbildung ethnischer Subkulturen? Als Datenquellen dienten Thomas und Znaniecki insbesondere Briefe, die polnische Migranten in ihre Heimat schrieben bzw. von dort erhielten. Nach einer Suchanzeige in einer in Chicago erscheinenden Zeitschrift polnischer Immigranten erhielten sie über 700 solcher Schriftstücke. Thomas und Znaniecki führten damit die „biografische Methode“, d.h. die Nutzung von Lebensgeschichten und -erfahrungen als soziologisches Datenmate-

Die Migrationsprozesse aus Europa in die USA werden zum Forschungsthema; Thomas und Znaniecki erfinden die ‚biographische Methode‘

rial, nachdrücklich in die moderne Soziologie ein.⁵ Außerdem standen ihnen 8000 Dokumente aus den Unterlagen einer polnischen Tageszeitung zur Verfügung. Zusätzlich zogen sie Daten von Immigrantenverbänden, sozialen Organisationen, Autobiographien und aus Tagebüchern heran. Sammlung, Auswertung und Interpretation der Daten nahmen etwa ein Jahrzehnt in Anspruch und wurden schließlich in einem ursprünglich fünf-, in späteren Auflagen dann zweibändigen Werk unter dem Titel *The Polish Peasant in Europe and America* veröffentlicht (vgl. Bulmer 1984: 45ff).

Wie verarbeiten die polnischen Einwanderer die Erfahrungen der Migration und des beschleunigten sozialen Wandels?

Die Untersuchung beschäftigte sich ausgehend von den überwiegend aus dem bäuerlichen Milieu stammenden polnischen Migranten in den USA (insbesondere in Chicago) in vergleichender Perspektive mit den Lebensformen im Ankunftsland und im Auswanderungsland, also in Polen selber. Die ersten Bände behandeln das jeweilige Familienleben und das nähere soziale Umfeld. Der dritte Band stellt die Autobiographie eines Immigranten vor. Im vierten Band werden Transformationsprozesse des bäuerlichen Lebens in Polen selbst untersucht. Der fünfte Band schließlich analysiert die Wandlungsprozesse der Immigrantengemeinschaften in den USA. Durch alle Bände hindurch zieht sich ein Frageinteresse, das sich auf die Erfahrungen des beschleunigten Wandels bezieht, welche die jeweiligen Gruppen und ihre Lebenswelten im Übergang von der bäuerlich-traditionalen zur modernen Welt erleben. Genauer geht es um anomische Prozesse, Krisen, Destabilisierungen aller Art, die die traditionellen Vergemeinschaftungsbeziehungen betreffen, und ihr – in den USA bzw. in Polen sich deutlich unterscheidendes – Auffangen durch neue, moderne Formen der Vergesellschaftung. Besonders deutlich wird dies am Phänomen der Auflösung der traditionellen Großfamilien und Dorfgemeinschaften im Übergang zu individualistischen Formen der Lebensführung. In diesem Zusammenhang entwickeln die Autoren eine idealtypische Unterscheidung von drei Persönlichkeitstypen, die sich in ihrem Umgang mit den Erfahrungen der Transformation beträchtlich unterscheiden: den ‚Philister‘ (Spießer), der in einem engen Korsett von Einstellungen und Situationsdefinitionen gefangen ist, den ‚Bohemien‘, der keine moralische Position bezieht, über Moralapostel spöttelt und sich unendlich und bis zur Orientierungslosigkeit flexibel gibt, sowie schließlich den ‚Kreativen‘, dessen Lebensführung und Wertvorstellungen eine permanente Orientierung auf neue Situationen beinhalten, d.h. immer wieder überdacht, abgewogen, entwickelt werden.

Anomie

Vergemeinschaftung

Vergesellschaftung

Enttraditionalisierung

Aufgabe der Soziologie ist es, gegen ‚blinden Moraleifer‘ die Wirklichkeit der Einwanderer bzw. allgemeiner der großstädtischen Lebensformen zu untersuchen

Die „methodologische Vorbemerkung“, die Thomas und Znaniecki ihrer Studie über die polnischen Migranten voranstellten, erlaubt einen guten Zugang zur allgemeinen soziologischen Haltung von Thomas. Um kausal wirksame Interventionsmöglichkeiten auszuloten, dürfe, so die Autoren, die Soziologie selbst nicht naiv, aus dem Alltagswissen heraus betrieben werden, sondern müsse als unabhängige, sozialreformatorisch nicht voreingenommene Wissenschaft angelegt sein. Nur so könne sie ein Wissen über die tatsächlichen Lebensweisen und -umstände liefern und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit anbieten, das diese

⁵ In der europäischen Volkskulturforschung des 19. Jahrhunderts arbeiteten bereits vorher verschiedene Autoren, etwa Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897), mit biographischem Material.

dann zur weiteren ‚Selbstgestaltung‘ nutzen kann. Eine solche Position richtete sich – wie viele Arbeiten der Chicago School – gegen naiven moralischen Reformeifer ‚von oben‘. Für ihre Umsetzung wählten die Autoren einen deutenden (interpretativen) Zugang. Es ging darum, zu verstehen, wie die ehemaligen Bauern selbst ihre Situation wahrnahmen und wie sie – denken Sie an das pragmatistische Handlungsmodell! – mit den erlebten Störungen ihrer traditionellen Handlungsroutinen praktisch-kreativ umgingen. Keinesfalls solle man sich dazu auf eine von außen herangetragene Einschätzung verlassen, die auf eine genaue Kenntnis der wirklichen Lebensumstände verzichte. Der spätere Begründer des Symbolischen Interaktionismus, Herbert Blumer (1939), hat die Studie über die polnischen Bauern kurz nach ihrem Erscheinen ausführlich gewürdigt, aber auch schon damals einer Kritik insbesondere im Hinblick auf ihren unsystematischen und intransparenten Umgang mit den empirischen Materialien unterzogen. Dieser Einschätzung kann man sich anschließen, ohne die soziologische und gesellschaftliche Bedeutung der Untersuchung abzuwerten.

2.2.4 Hinein in die Abenteuer der Großstadt!

In den Jahren zwischen 1920 und 1932 entwickelte sich die Chicagoer Soziologie zum führenden Soziologie-Institut der Welt. Die früheste Bezeichnung als „Chicago School“ findet sich bereits 1930 (Bulmer 1984: 229). Zwar waren, wie erwähnt, im Soziologie-Department sehr unterschiedliche soziologische Positionen vertreten. Doch insbesondere die an den Pragmatismus und die Positionen von Thomas anschließenden Soziologen bildeten mit ihren überwiegend qualitativen Forschungsansätzen und ihrem Interesse für Fallstudien über städtische soziale Milieus und Orte den Kern dessen, was heute als Chicago School of Sociology gilt. Die Soziologie der Chicago School ist also im Wesentlichen eine Soziologie des Großstadtlebens. Nicht zufällig hatte William I. Thomas in seiner Präsidentschaftsansprache vor der American Sociological Association im Jahre 1926 entschieden eine umfassende und detaillierte Untersuchung des Großstadtlebens gefordert:

Die US-amerikanische Soziologie entdeckt die Großstadt

„Wir sollten ausgewählte Stadtviertel in bestimmten Städten vornehmen, darunter z.B. die Zwischenraum-Zonen, in denen die Jugendkriminalität am höchsten ist, und die guten Stadtviertel, wo die Jugendkriminalität am niedrigsten ist, und wir sollten alle Faktoren, die einen sozialen Einfluß enthalten, untersuchen. Eine Studie dieser Art würde alle Institutionen umfassen – Familie, Banden, soziale Einrichtungen, Erholungsstätten, Jugendgerichte, die Tagespresse, das kommerzialisierte Vergnügen usw. – und würde sie mit allen zur Verfügung stehenden Methoden durchforschen (...)“ (Thomas 1965: 99 [1927])

Die Chicagoer Soziologen gingen zunächst von einer allgemeinen evolutionstheoretischen Perspektive aus. Ganz so wie die damaligen europäischen Soziologen Herbert Spencer (vgl. Bd.1, S. 88ff.), Ferdinand Tönnies, Emile Durkheim (vgl. Bd.1, S. 127ff.) u.a. betrachteten sie die gesellschaftliche Entwicklung als – in den Worten von Ferdinand Tönnies (1855-1936) – Übergang von der „Gemeinschaft“ zur „Gesellschaft“, von einfachen und homogenen Einheiten zu komple-

Evolutionstheorie

Gemeinschaft

Gesellschaft

Ethnologie

Kulturanthropologie

xen und differenzierten Sozialbeziehungen. Chicago galt ihnen zu Recht als Prototyp dieser Prozesse. Sie wandten sich diesem Laboratorium mit Hilfe von Fallstudien zu, die allerdings sehr unterschiedlicher Art sein konnten und auch verschiedenste Datenmaterialien – von teilnehmender Beobachtung über Interviews bis hin zu Statistiken – nutzten. Aber „*to see and to know life*“, d.h. in der direkten Begegnung gewonnenes Anschauungswissen, sollte die Basis jeder soziologischen Erkenntnis bilden (Lindner 2002). So entstanden Studien über die „Gang“ (Frederic Trasher, 1928), das „Ghetto“ (Louis Wirth, 1928), die „Taxi Dance Hall“ (Paul Cressey, 1932), den „Hobo“ (Landstreicher) (Nels Anderson, 1923), über die Chicagoer Stadtviertel „The gold coast and the slum“ (Harvey Zorbaugh, 1929) oder den „Jack Roller“ (Glücksspieler) (Clifford Shaw, 1930). In diesen Studien sind methodische Einflüsse der Ethnologie und Kulturanthropologie spürbar. Mehr noch kommt darin jedoch eine Haltung zum Ausdruck, die derjenigen des investigativen Journalismus entspricht und ihre Wurzeln in Robert E. Parks journalistischen Erfahrungen zu haben scheint (Lindner 1990: 11). Immer wieder forderte Park, eine der soziologischen Leitfiguren, seine Studenten zum „nosing around“ auf, zum Umherstreifen, Beobachten, Herumschnüffeln, die Nase direkt in die Stadtgesellschaft zu stecken – sie sollten keine theoretischen Studien betreiben, sondern sich ‚in wirklicher Forschung die Hände schmutzig, die Füße nass machen‘:

„The world had been discovered. This adventure is finished. But the world is still young, still eager for adventure; what next? There are other worlds to be discovered; even more interesting. The world of great cities. The immigrant colonies. The Ghettos and the Chinatowns.“ (Robert E. Park, 1915, zit. nach Lindner 1990: 98)

Park entwickelt die
humanökologische
Perspektive der
Stadtforschung

Den allgemeinen Rahmen für diese Forschungen bietet das stadtsoziologische und auch gesellschaftstheoretische Programm, das Park (1915/1925) in seiner Antrittsvorlesung „The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment“ entwarf (Lindner 1990: 76ff): Ausgehend von der Annahme zweier, sich wechselseitig beeinflussender Ordnungen unterschied Park zwischen den sich räumlich ausformenden, geographisch bestimmten Gemeinschaften einerseits und der sich auf dieser Grundlage entwickelnden moralischen oder kulturellen Ordnung bewusster Sinnbezüge, Kommunikationen und sinnbehalteter Institutionen andererseits. Letzterer gelte das Interesse der Soziologie. In seiner Theorie der Person bzw. der Identitätsbildung übernahm Park weitgehend die Überlegungen der pragmatistischen Tradition (S. 30ff. bzw. Kap. 3.1, S. 54ff.). Er verknüpfte sie mit umfassenderen kulturtheoretischen Bezügen auf Herbert Spencer und William Graham Sumner, die beide eine evolutionstheoretische Perspektive auf den Übergang von der kleinen, homogenen Gemeinschaft zur komplexen, heterogenen Gesellschaft verfolgt hatten (vgl. zu Spencer Bd.1, S. 91). Auch betonte Park, dass Individuen immer Eigenwilligkeiten und Eigenanteile haben, d.h. sie bilden sich nicht vollständig in der Interaktion und sozialen Beziehungen, sondern setzen solchen Bezügen auch Eigenes, Widerständigkeiten usw. entgegen. Jedes Individuum verfüge über eine Art Restgeheimnis, darin bestehe seine Freiheit und Tragödie zugleich – eine Position, die

über die Vermittlung des Park-Schülers Everett C. Hughes einen starken Nachhall im Werk von Erving Goffman finden wird (vgl. Kap. 6).

Robert Ezra Park (1864-1944)



Robert E. Park wurde 1864 in Harveyville, Pennsylvania geboren. Er studierte Philosophie u.a. bei William James in Harvard und John Dewey in Michigan. Zwischen 1890 und 1899 arbeitete Park bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften (Gerichts-, Polizei- und Lokalreportagen). Ab 1899 hielt Park sich mit seiner Frau und seinen Kindern vier Jahre lang in Deutschland auf, wo er u.a. Soziologie bei Georg Simmel in Berlin studierte. Im Herbst 1903 gingen sie zurück in die USA. Park arbeitete als Assistent für

Philosophie in Harvard und promovierte von dort aus bei Windelband in Heidelberg mit einer Arbeit über „Masse und Publikum“. Ende 1904 übernahm er die Stelle des Sekretärs und Öffentlichkeitsreferenten bei der Congo Reform Association, einem Verband, der sich für eine Verbesserung der Situation im damaligen Belgisch-Kongo einsetzte. 1905 lernte er den schwarzen Bürgerrechtler Booker T. Washington kennen. Über lange Jahre war er dann dessen Pressereferent, Assistent und Ghostwriter. 1913 trat er seine erste Stelle als Soziologe in Chicago an und hielt Vorlesungen über „The Negro in America“; 1923 erhielt er eine Professur für Soziologie. 1925 wurde Park zum Präsidenten der American Sociological Association gewählt. Er verfolgte eine reformorientierte Soziologie und war praktisch engagiert in der Frage der Rassenbeziehungen oder lokal-städtischen Demokratiebewegungen.

Lektürevorschlag:



Park, Robert E. (1928): Human Migration and the Marginal Man. S. 881-893 in: American Journal of Sociology Vol. 33, 1928 (Wiederabdruck in Park 1950).

Vertiefung:

Christmann, Gabriele (2007): Robert E. Park. Konstanz: UVK (eine informative Darstellung von Leben und Werk).

Lindner, Rolf (1990): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt/Main: Suhrkamp (eine gut lesbare, ausführliche Erläuterung der Bedeutung von Park für die Chicago School of Sociology).

Das soziologische Interesse Parks und der von ihm beeinflussten Chicagoer Soziologen gilt eher dem Prozesshaften, dem Wandel auf der Ebene des Handelns, der Gruppen und Institutionen, weniger den festen Strukturgebilden. Die kulturelle Ordnung, von der schon die Rede war, wird, so nahm Park an, über zwei Basisprozesse erzeugt: die Kommunikation, die integrierend und vergesellschaftend wirke, und die Konkurrenz, die individualisierend und arbeitsteilend wirke. Zusammengenommen ergibt dies vier Basistypen der Interaktion oder Formen der Vergesellschaftung, die in der Art eines „Interaktionszirkels“ miteinander

Soziale Prozesse entstehen aus dem Zusammenspiel von Konflikt und Konkurrenz

verbunden sind: den Wettbewerb, den Konflikt (als bewusst gewordener Wettbewerb), die Akkomodation (d.h. die Entstehung von Einigungen) und die Assimilation (also das Verschwinden der Unterschiede). Dieser Ansatz wird wegen seiner begrifflichen und ideengeschichtlichen Anschlüsse an die Pflanzen- und Tierökologie allgemein als humanökologische Perspektive in der Stadtforschung bezeichnet (vgl. Lindner 1990: 75ff; Christmann 2007: 69ff). Park betont vor allem die Rolle der Kommunikation. Gesellschaft besteht für ihn ganz im Sinne des Pragmatisten John Dewey durch Kommunikationsprozesse und in Kommunikationsprozessen. Kommunikation ist die Brücke zwischen den Individuen, der Vorgang, in dem ein „öffentliches Diskursuniversum“ entsteht, wo die verschiedenen Perspektiven aufeinander treffen und gemeinsame Symbole und Situationsdeutungen entwickeln können (Matthews 1977: 146).

Symbole

Die Soziologie interessiert sich für die Prozesse des städtischen Lebens

Soziale Kontrolle

Segregation, räumliche

Städte erscheinen in dieser sozialökologischen Perspektive als große Menschenzusammenballungen in einem labilen Gleichgewicht, in ständiger Bewegung und chronischer Krise. Ähnlich wie bei Georg Simmel (vgl. Bd. I; S. 136f.) gilt Park die Ebene des Sozialen als permanenter Prozess, auf den die Gesellschaft Stabilisierungsversuche sozialer Kontrolle richtet – soziale Kontrolle nicht verstanden als Überwachung des Verhaltens, sondern als gelingende gesellschaftliche Selbstgestaltung. Bezogen auf die Stadtentwicklung bedeutet dies, dass sich städtische Milieus durch Prozesse räumlicher Segregation stabilisieren und dadurch zu einem Puzzle kleiner Welten werden, das einerseits Distanzen zwischen kulturellen Mustern etabliert, andererseits aber auch gerade die Freisetzung und Entfaltung von Individualität für diejenigen ermöglicht, die der spezifischen Zugehörigkeit entgehen. Die soziologische Analyse kann diese Prozesse sowohl im Hinblick auf sozialstrukturelle Merkmale – z.B. Bevölkerungsverteilungen, Berufsstrukturen – wie auch im Hinblick auf die sich entwickelnden, beispielsweise stadtteilspezifischen und migrationsbedingten kulturellen Muster beschreiben. Im städtischen Labor entstehen nicht nur neue Berufe und Persönlichkeitstypen, Mentalitäten und Verhaltensweisen. Es wandeln sich auch die institutionellen Formen und die Probleme sowie Möglichkeiten der sozialen Kontrolle.

Der ‚marginal man‘ ist der Prototyp des modernen Menschen

Dabei war Park insbesondere an den Migrationsphänomenen und an der damit zusammenhängenden sozialen und räumlichen Mobilität interessiert. Unter dem Eindruck von Georg Simmels Essay über den „Fremden“ faszinierte ihn die Idee, aus den Mobilitätsprozessen könne eine neue soziale Figur entstehen, diejenige des kosmopolitischen Intellektuellen, des „marginal man“, Grenzgängers oder „Randseilers“ (Merz-Benz/Wagner 2002), der sich seiner Situation „zwischen den Welten“ bewusst ist und von da aus neue Kreativität entwickelt. „The Marginal Man“ ist Parks Beitrag zur Erforschung des Migrationsgetümmels in Chicago, zugleich Ausdruck seiner eigenen Lebensgeschichte und einer utopischen Hoffnung, die auch und gerade heute von ungebrochener Aktualität ist. Der „marginal man“ ist weniger der randständige, nicht richtig zugehörige Mensch, sondern derjenige, der seine Möglichkeiten daraus zieht, im Schnittpunkt, im Mischungsbereich oder auf der Konfrontationslinie zwischen verschiedenen Kulturen zu leben:

„Die marginale Persönlichkeit wird zur Schlüsselfigur des Kulturkontakts, weil dieser in sie hineinverlagert ist, ja sie verkörpert ihn, bildet sie doch den Schmelztiegel, in dem die kulturellen Prozesse stattfinden. Das Leben in der Schwebelage führt zunächst zu einer psychischen Krise, in der das Gefühl der Entwurzelung und Desorientierung dominiert. Aber die Verarbeitung dieser Krise eröffnet dem Randseiter eine Chance, die dem Verwurzelten nicht so leicht zufällt. ‚Unausweichlich‘, schreibt Park apodiktisch, wird der Randseiter ‚das Individuum mit dem weiteren Horizont, dem schärferen Intellekt, dem unvoreingenommenen und rationalen Standpunkt‘. (...) Aufgrund seiner dualen Kultursituation verliert der Randseiter jene naive Selbstgewißheit, die den in seiner Kultur festverwurzelten, bodenständigen Typus auszeichnet; mangels entsprechender Kulturtechniken ist er zugleich nicht in der Lage, einfach in das neue kulturelle Milieu einzutauchen. (...) In seiner Person vereinigt der Mensch in der Schwebelage das Wissen und den Einblick des Eingeweihten mit der kritischen Attitüde des Außenstehenden, was ihn für die Rolle des Mittlers und Interpreten prädestiniert.“ (Lindner 1990: 203f)

Der „Marginal Man“ ist ein kultureller Hybrid, der gegenüber allen Welten, denen er begegnet, die Rolle des Fremden und Kosmopoliten einzunehmen versteht. Ähnlich wie der von Georg Simmel beschriebene „Fremde“ ist er eine soziale Figur, die kommt und bleibt, aber wurzellos und mobil, ohne völlig mit seiner Herkunft zu brechen oder in der Ankunftsgruppe vollständig aufzugehen. Ja er kann darin nicht aufgehen, weil unter den Bedingungen des städtischen Laboratoriums überhaupt keine homogene Ankunfts-gesellschaft existiert. Er befindet sich insoweit in einer ambivalenten Situation, ist Fremder unter Fremden. Die ethnisch gemischten Großstadtviertel der Gegenwart sind exemplarische Beispiele für solche Konstellationen. Park betont nicht die negativen Seiten, sondern die neuen, kreativen Möglichkeiten der Erfahrung und des Handelns, die eine solche gesellschaftliche Situation bietet. Deswegen könnte man sagen, dass der „Marginal Man“ den Prototyp der modernen Subjektivität, mehr noch: des kosmopolitischen Nomaden unserer Zeit abgibt (Makropulus 2004).

Die Stadtentwicklung ist durch die beiden Prozesse der Konkurrenz und der Kommunikation geprägt. Deren Zusammenspiel strukturiert die städtischen Sozialphänomene. Aus der Vielfalt der aufeinandertreffenden Kulturen entsteht der Sozialtyp des ‚Marginal Man‘, des Grenzgängers zwischen den Welten. Er gehört keiner der verschiedenen Gruppen, Subkulturen und Traditionen vollständig an, gewinnt daraus aber eine wichtige Rolle als Vermittler und kreativer Erneuerer soziokultureller Prozesse.

2.2.5 Die „Street Corner Society“

Ein exemplarisches Echo und Anwendungsbeispiel fand die Forschungstradition der Chicago School, als sie, zumindest was ihre ursprüngliche Bedeutung betraf, bereits längst im Niedergang begriffen war. Es handelt sich dabei um William F. Whyte (1914-2000) berühmte Studie über „Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels“, mit der er an der University of Chicago 1942 seinen US-amerikanischen Doktorgrad, den Ph.D., erlangte. Whyte hatte in Har-

Das Leben italienischer Jugendgangs in Boston wird erforscht

vard studiert, stammte also keinesweges direkt aus der Chicagoer Soziologie. Dennoch wurde seine Studie mit deren Tradition in Verbindung gebracht, nicht nur wegen ihrer Vorgehensweise und ihres Inhaltes, sondern wohl auch, weil Whyte damit in Chicago bei einem Schüler von Park, Everett Hughes (s.u.) und W. Lloyd Warner promovierte. Whyte, der später Professor an der Cornell University und ebenfalls, wie schon Park und Thomas, Präsident der American Sociological Association werden sollte, präsentiert in seiner 1939/1940 durchgeführten Untersuchung die Ergebnisse einer teilnehmenden Beobachtung im Bostoner Slum-Stadtviertel North End, in dem er über zwei Jahre hinweg gelebt hatte. Er porträtiert vor allem das Alltagsleben zweier Straßengangs, der Corner Boys und der College Boys, in dem heruntergekommenen Viertel, das von „anständigen“ Amerikanern gemieden wurde. Weitere Kapitel sind den Beziehungen zwischen der Unterwelt und der Politik – den „big shots“ – in Bezug auf mehr oder weniger illegale Geschäfte und Glücksspiele gewidmet. Bei den Corner Boys und den College Boys handelt es sich um „Jugendliche mit Migrationshintergrund“, d.h. um Kinder italienischer Einwanderer, die im Viertel und in ihren Gangs ihre eigene, „lokale Kultur“ (Peter Atteslander) leben:

„Die corner boys, die Eckensteher, sind Gruppen von jungen Männern, deren gesellschaftliche Aktivitäten sich an bestimmten Straßenecken konzentrieren, die nächstgelegenen Friseurläden, Imbissstuben, Billardsalons oder Clubs eingeschlossen. Sie bilden in ihrer Altersgruppe die unterste Stufe der Gesellschaft und stellen zugleich die große Mehrheit der jungen Männer von Cornerville dar. Während der Wirtschaftskrise waren die meisten arbeitslos oder nur unregelmäßig beschäftigt. Wenige hatten die Oberschule (High School) abgeschlossen, und viele von ihnen waren schon vor dem Ende der achten Klasse abgegangen. Die college boys sind eine kleine Gruppe junger Männer, die sich durch eine bessere Ausbildung über die Stufe der corner boys erhoben haben. Sie versuchen, sich Positionen in besseren Berufen zu schaffen, und ihr sozialer Aufstieg ist noch nicht abgeschlossen.“ (Whyte 1996: 4)

Bspw. zeigt Whyte in einer eindrucksvollen dichten Beschreibung, wie die Rangordnung der Gruppe die Leistung der Mitglieder im Bowlingspiel, einer der häufigsten Freizeitaktivitäten, beeinflusst. Spieler, die, wenn sie alleine spielen, sehr gut und den Ranghöchsten deutlich überlegen sind, spielen in gemeinsamen Spielen nur noch so, wie es ihrer Gesamtstellung in der Gruppe entspricht. Die ungebrochene Aktualität dieser Arbeit liegt darin, dass Whyte zeigen kann, wie die verschiedenen Gangs ihre eigenen Kulturen des Viertels aufbauen und sich damit ihr Leben gestalten, aber dadurch gleichzeitig in Konflikte mit anderen geraten – ein Thema, das auch in den heutigen Großstädten allgegenwärtig ist. Interessant bleibt das Buch auch wegen seiner offenen Behandlung methodischer Fragen: Whyte schildert seine mehrfach missglückenden Versuche, einen guten Zugang in sein Feld zu finden und er verschweigt auch nicht die Irrtümer, das tastende und suchende Vorgehen, die Schwierigkeiten und Probleme, die ein entsprechendes Forschungsprojekt mit sich bringen kann. Whytes Untersuchung hat seit ihrem Erscheinen eine Unzahl von ähnlichen Analysen angeregt, nicht nur in der Soziologie, sondern auch in Nachbardisziplinen wie beispielsweise den Cultural Studies. Zu den bekanntesten ‚Nachfolgern‘ zählt Paul Willis’ Mitte

der 1970er Jahre verfasste Studie über die Schulerfahrungen englischer Jugendlicher des Arbeitermilieus mit dem Titel „Spaß am Widerstand“ (Willis 1979).

Lektürevorschlag:



Whyte, W. F. (1996): Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Berlin S. 18-28

2.3 Die Bedeutung der Chicago School

Die Bedeutung der *Chicago School of Sociology* in der Entwicklung des soziologischen Denkens und Forschens lässt sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

Die Leistungen der Chicago School of Sociology

- Mit dem pragmatistischen Handlungsmodell wird eine Konzeption des Handelns in die Soziologie eingeführt, die das Forschungsinteresse auf konkretes, alltagspraktisches Handeln als Problemlösen und kreativer Prozess lenkt.
- Die Betonung von Interaktions- und Kommunikationsprozessen unterstreicht, dass dieses Handeln kein isoliertes Einzelgeschehen ist, sondern in sozialen Prozessen eingebettet stattfindet.
- Das Konzept der „Definition der Situation“ von William I. Thomas weist Affinitäten zur Verstehenden Soziologie Max Webers auf. Damit werden die Deutungs- bzw. Interpretationsleistungen der Handelnden als zentrale Größe soziologischer Analysen etabliert. Gleichzeitig wird betont, dass diese Interpretationen keine individuellen Erfindungen sind, sondern immer auf gesellschaftlich bereitgestellte Interpretationsmuster zurückgreifen.
- Die Chicago School richtet den soziologischen Blick auf die konkrete praktische Bewältigung von Deutungs- und Handlungsproblemen. Sie interessiert sich dabei insbesondere für Störungen und Innovationen, die aus dem Kontakt bzw. der Konfrontation unterschiedlicher soziokultureller Konfigurationen entstehen. Dafür bot die Großstadt Chicago mit ihren Migrantenkulturen und vielfältigen Sozialphänomenen einen exemplarischen Untersuchungsgegenstand.
- Robert Parks Konzept des „marginal man“ beschreibt so nicht nur eine spezifische Konstellation der Migrationsprozesse, sondern kann allgemeiner als prototypische Leitfigur des modernen, enttraditionalisierten Menschen gelesen werden.
- Mit ihrer Hinwendung zur Teilnahme an den ‚sozialen Welten der Großstadt‘, dem Eintauchen in die konkrete Realität der sozialen Phänomene, der Kombination unterschiedlichster Forschungsmethoden im Analyseprozess entwickelt die Chicago School einen neuen Stil der soziologischen Analyse, der prägend für die weitere Entfaltung der gesamten qualitativen Sozialforschung werden sollte.

Quantitative Sozialforschung und neue Theorieentwicklungen drängen den Einfluss der Chicago School zurück

Etwa Mitte der 1930er Jahre verloren die Chicagoer Soziologen ihre Vorrangstellung in der nordamerikanischen Soziologie. Der Neuaufbau soziologischer Abteilungen an anderen Universitäten, das damit verbundene Interesse an statistischen Methoden oder alternativen theoretischen Traditionen, eine Mischung aus Surveyforschung und funktionalistischer Soziologie löste ihre dominierende Position auf. Dafür mögen manche Defizite ihrer Arbeiten verantwortlich sein, etwa das, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durchgängige Problem, aus den empirischen Untersuchungen heraus neue theoretische Konzepte zu generieren. Auch der weitgehend unbekümmerte Umgang mit den Methoden der Datensammlung und -auswertung trug dazu bei. Dafür liefert die erwähnte Untersuchung von Thomas über die „unangepassten Mädchen“ ein gutes Beispiel, wo Aussagen aus Gesprächen, Briefen usw. als Illustrationen für die Ausführungen von Thomas eingestreut werden, ohne dass der Analyseprozess näher erläutert würde. Diese Vorgehensweisen, die bereits von Herbert Blumer in den 1930er Jahren kritisiert wurden, konnten gewiss nicht mit den Vorgaben der aufsteigenden quantifizierenden Sozialforschung konkurrieren und lassen auch aus der Sicht der heutigen qualitativen Sozialforschung viele Fragen offen. Schließlich mag die aus der Auseinandersetzung mit dem Behaviorismus resultierende Abarbeitung an psychologischen Handlungskonzepten zum Einflussrückgang beigetragen haben. Das alles fand seinen institutionellen Ausdruck: Während noch in den 1920er Jahren mit Park und Thomas die Leitfiguren der Chicago School als Präsidenten des US-amerikanischen Soziologieverbandes fungierten und mit dem Chicagoer *American Journal for Sociology* die soziologischen Debatte bestimmten, wird 1935 die *American Sociological Review* als Alternative dazu gegründet und als Vereinszeitschrift der *American Sociological Association* etabliert. Erst Anfang der 1950er Jahre kommt es zu einem Neuaufschwung, der zunächst unter dem Etikett des „Symbolischen Interaktionismus“ ansetzt und an dem viele ehemalige Studierende aus der früheren Phase der Chicago School nunmehr als Lehrende und Forschende beteiligt sind. Bisweilen ist deswegen auch von einer „zweiten Chicago School“ die Rede (Fine 1995).



Übungsaufgaben:

- Erläutern Sie das Handlungsmodell des Pragmatismus an einem eigenen Beispiel!
- Wenden Sie die Handlungsmodelle des Utilitarismus und des Behaviorismus auf dieses Beispiel an! Wie verändert sich dadurch das Verständnis der Beispielsituation?
- Welches der Modelle erscheint Ihnen am plausibelsten, um das Beispiel aus theoretischer Perspektive zu erklären? Begründen Sie Ihre Einschätzung!
- Wenden Sie das Konzept der „Definition der Situation“ auf empirische Beispiele an, in denen konkurrierende Situationsdefinitionen aufeinandertreffen! Was hat das für Folgen?
- Worin liegt die Besonderheit und Aktualität der damaligen Chicagoer Situation?

- Warum sind soziologische Untersuchungen tatsächlicher Lebensweisen notwendig, wenn gesellschaftliche Reformen beabsichtigt sind?
- Erläutern Sie die Rolle von Kommunikationsprozessen bei Park!
- Was sind für Park Kennzeichen des ‚marginal man‘ und wie lässt sich seine gesellschaftliche Situation erklären?
- Inwiefern lässt sich das Konzept des ‚marginal man‘ auf die heutigen gesellschaftlichen Erfahrungen übertragen?

3 Symbolischer Interaktionismus

Anfang der 1950er Jahre beginnt in den USA die Renaissance der Chicago School of Sociology. Zwei ehemalige Chicagoer Soziologen spielen darin eine wichtige Rolle – Herbert Blumer und Everett Hughes. Blumer war ein Assistent des pragmatistischen Sozialphilosophen und Sozialpsychologen George Herbert Mead (s. u. Kapitel 3.1). Er prägte bereits Ende der 1930er Jahre in einem Handbuch-Artikel über Sozialpsychologie den Begriff des „Symbolischen Interaktionismus“ bzw. der „Symbolischen Interaktionisten“ (Blumer 1938) und formulierte im Anschluss an Überlegungen von Mead die theoretische Grundlegung dieses Ansatzes für die Soziologie. Darauf wird weiter unten noch eingegangen (Kap. 3.2). Everett Hughes, ein Schüler Parks, war stärker sozialanthropologisch orientiert und interessierte sich weniger für soziologische Theorie und Methodologie als für empirisch-substantielle Beobachtungen. Er arbeitete auf den Gebieten der Berufs- und Arbeitssoziologie und beschäftigte sich dabei auch mit den Beziehungen zwischen Institutionen und Organisationen, die als kollektive Akteure begriffen wurden. In seiner inhaltlichen Arbeit führte er u.a. das Parksche Konzept des ‚marginal man‘ weiter aus und übertrug es auf die gesellschaftliche Situation von Frauen. Während Blumer mit dem Begriff des „Symbolischen Interaktionismus“ die Theorieperspektive prägte – für viele, schreibt Fine (1993: 63), „Herbert Blumer was symbolic interactionism“ –, äußerte sich der Einfluss von Hughes weniger in Form von Veröffentlichungen, sondern in den Forschungsgegenständen und der Art und Weise ihrer Bearbeitung, der sich die „zweite Generation der Chicago School“ annahm. Die Forschungen von Howard S. Becker oder Anselm Strauss etwa standen unmittelbar in dieser Tradition (Fine 1995; Joas 1992b: 50). Allerdings haben weder Blumer noch Hughes mit eigenen inhaltlichen Arbeiten die breitere soziologische Wahrnehmung des Symbolischen Interaktionismus als einer neuen, erfrischenden, radikalen und pragmatistisch inspirierten Soziologie des Konkreten angestoßen. Verantwortlich dafür war vielmehr eine Vielzahl äußerst aktiver und kreativer Schüler dieser Mittelsmänner zwischen der ersten und zweiten Generation der Chicago School. Dazu zählen neben Becker und Strauss auch Erving Goffman oder Joseph Gusfield und viele andere.⁶ Statt einer großformatigen ‚Kritischen Theorie‘ (vgl. S.

In den 1950er Jahren belebt der Symbolische Interaktionismus die Chicago School neu

⁶ Obwohl Goffman mit seinen frühen Arbeiten mitunter dieser ‚zweiten Chicago School‘ zugerechnet wird (Fine 1995), hat er selbst seine Einordnung in den Symbolischen Interaktionismus abgelehnt. Tatsächlich kommt seinem Werk eine große Originalität zu, so dass es weiter unten als eigenständige Position innerhalb des interpretativen Paradigmas vorgestellt wird (vgl. Kapitel 6). Vgl. zum zeitge-

Die theoretische
Eigenständigkeit des
Symbolischen Inter-
aktionismus

162ff. in diesem Band) wurde hier u.a. eine ‚kritische Haltung‘ insofern verfolgt, als es darum ging, bislang nicht bekannte oder ‚gehörte‘ Perspektiven der ‚underdogs‘ und allgemeiner: der ‚einfachen‘ Gesellschaftsmitglieder als soziologischen Untersuchungsgegenstand ernst zu nehmen.

Worin besteht nun das Besondere, die theoretische Eigenständigkeit des Symbolischen Interaktionismus, dieser „first and most distinctively American sociological theory“ (Sandstrom/Martin/Fine 2001)? Sehr allgemein lassen sich zunächst folgende Punkte dazu festhalten:

- Der Symbolische Interaktionismus fragt danach, wie soziale Phänomene aus Interaktionen aufgebaut sind und welche Rolle dabei Deutungsprozesse der Beteiligten und die wechselseitige Abstimmung dieser Deutungsprozesse spielen.
- Der Symbolische Interaktionismus schließt an das pragmatistische Handlungsmodell an und betont die Verwicklung von Deuten (Denken) und Handeln sowie das Primat der Interaktions- und Kommunikationsprozesse vor dem Einzelhandeln.
- Eine zentrale Rolle spielt deswegen die Aufnahme des Konzepts der „Definition der Situation“ und die Frage danach, wie Situationsdefinitionen in sozialen Situationen zum Einsatz kommen und in routinierter bzw. kreativer Weise durch soziale Akteure gehandhabt werden.
- Diesen Fragestellungen liegt die von dem pragmatistischen Philosophen und Sozialpsychologen George Herbert Mead entwickelte umfassende Theorie des menschlichen Symbolgebrauchs zugrunde.
- Im Symbolischen Interaktionismus geht es also darum, wie soziale Phänomene durch den menschlichen Gebrauch von Symbolen konstituiert werden.
- ‚Gesellschaft‘ erscheint im Symbolischen Interaktionismus als ein vernetztes, stabilisiertes, dynamisches und komplexes Gefüge von symbolisch vermittelten Interaktionsprozessen.

Der Symbolische Interaktionismus fragt danach, wie soziale Phänomene aus symbolisch vermittelten Interaktionen aufgebaut sind und welche Rolle dabei Deutungsprozesse der Beteiligten und die wechselseitige Abstimmung dieser Deutungsprozesse spielen.

Nachfolgend werden die wichtigsten Grundüberlegungen dieser Theorieperspektive erläutert. Zunächst steht dabei die Meadsche Theorie des menschlichen Symbolgebrauchs im Vordergrund (Kapitel 3.1). Daran anschließend wird der Theoriestandort des Symbolischen Interaktionismus vorgestellt, wie er von Herbert Blumer formuliert wurde (Kapitel 3.2).⁷ Die empirische Anwendung dieses

nössischen Überblick über das Interpretative Paradigma auch den frühen Sammelband von Rose (1962).

⁷ Hier wird nur auf die Blumer-Tradition des Symbolischen Interaktionismus eingegangen. Ausgehend von Mead entstand auch die „Iowa School of Symbolic Interactionism“ um Manford E. Kuhn (1911-1963), die quantifizierend vorgeht und größere Strukturzusammenhänge untersucht.

Theorieparadigmas hat verschiedene Forschungstraditionen hervorgebracht, die in Kapitel 3.3 diskutiert werden. Abschließend wird eine knappe Bilanz des Symbolischen Interaktionismus gezogen und mit einem Ausblick auf seine gegenwärtige Bedeutung verbunden (Kapitel 3.4).

3.1 Symbolgebrauch und soziale Konstitution des Selbst

Die pragmatistischen Philosophen hatten ihre Vorstellung vom kollektiven Handeln in sozialen Gruppen bzw. Gesellschaften ihrem Modell des Einzelhandelns nachempfunden. So wie auf der Ebene dieses Einzelhandelns Denken bzw. Bewusstseinstätigkeiten und Handlungen unmittelbar ineinander verwoben sind und sich kreative Denkprozesse aus Situationen der Störung oder Irritation des Routinehandelns ergeben, kommt auf der Ebene des kollektiven Handelns öffentlichen Kommunikationsvorgängen eine vergleichbare Rolle zu. Deswegen interessierten sie sich sowohl für Denkprozesse wie für Kommunikationsprozesse. Allerdings ist ihr Handlungsmodell letztlich ‚individualistisch‘. Damit ist gemeint, dass es das einzelne handelnde Individuum zum Ausgangspunkt nimmt und dann das ‚Gruppenhandeln‘ diesem Einzelhandeln nachbildet. Thomas und Park hatten jedoch darauf hingewiesen, dass die Situationsdefinitionen normalerweise keineswegs eine Erfindung des individuellen und isolierten Bewusstseins sind, sondern einem sozialen, mehr oder weniger verbindlichen und geteilten Deutungsvorrat entstammen (vgl. Kapitel 2). Trotz dieser wichtigen Hinweise fehlt jedoch in den soziologischen Ansätzen von Thomas und Park eine genauere Betrachtung dazu, wie die Handelnden über diese sozialen ‚Situationsdefinitionen‘ verfügen und inwieweit sie selbst als gesellschaftliche Wesen gedacht werden können. Genau dies leisten der in Michigan lehrende Soziologe Charles Horton Cooley und insbesondere dann der Chicagoer Pragmatist George Herbert Mead mit ihren Überlegungen zum Ablauf von Sozialisationsprozessen, zur Herausbildung von Identitäten und zur Bedeutung des menschlichen Symbolgebrauchs.⁸ Insbesondere das Werk von Mead gilt heute als für die Soziologie grundlegender Beitrag. Auch wenn Cooley die Grundidee einer sozialen und interaktiven Konstitution der personalen Identität entwickelte, so ist es doch das Verdienst von George Herbert Mead, die theoretischen Grundlagen einer solchen Annahme ausgearbeitet zu haben. Einfluss auf die Chicagoer Soziologie übte Mead in den 1920er Jahren aus, als viele Studierende der Soziologie seine Seminare besuchten. Seine Rezeption im Symbolischen Interaktionismus ist vor allem durch seinen ehemaligen Assistenten Herbert Blumer beeinflusst und greift selektiv einige zentrale Aspekte seines Werkes auf. Meads Symboltheorie und

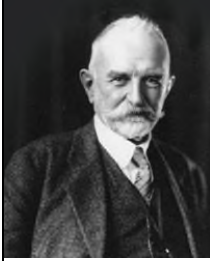
In das Handlungsmodell des Pragmatismus wird die ‚soziale Dimension‘ einbezogen

Identität, Ich-, personale, soziale

⁸ Charles Horton Cooley (1864-1929) kann als der eigentliche Begründer einer soziologischen, prozessualen Sozialisations- und Identitätstheorie gelten. Er wendet gegen die Pragmatisten ein, dass man nicht vom individuellen Bewusstsein ausgehen könne; dieses sei durch seine Entstehung immer ein „soziales Bewusstsein“. Die Identitätsbildung erfolge im Spiegel der Anderen („Spiegel-Selbst“); die Bedeutung von Primär- und Sekundärgruppen sowie Kommunikationsprozessen für die Ich-Entwicklung sei immens (vgl. Helle 2001: 50ff; Mikl-Horke 1997: 176ff).

seiner Grundlegung der sozialen Konstitution des Selbst und des Bewusstseins werden wir uns nun zuwenden.

George Herbert Mead (1863-1931)



George Herbert Mead wurde 1863 als Sohn eines protestantischen Pfarrers in South Hadley, Massachusetts (USA) geboren; er wuchs in einer puritanischen Umgebung auf. Bevor er 1887 sein Philosophiestudium in Harvard begann, hatte er als Vermessungsingenieur bei einer Eisenbahngesellschaft gearbeitet. Während des Studiums war Mead Hauslehrer der Kinder des pragmatistischen Philosophen William James. 1888 reiste er nach Deutschland und studierte Psychologie und Philosophie in Leipzig und Berlin (u.a. den deutschen Idealismus; die experimentelle Psychologie von Wilhelm Wundt). Eine Dissertation war bei Wilhelm Dilthey geplant, wurde jedoch nicht abgeschlossen, da Mead 1891 kurzfristig wegen einer Stelle in die USA zurückkehrte. 1894 wechselte er mit seinem Freund und Mentor John Dewey nach Chicago. Dort hatte er bis zu seinem Tod 1931 einen Lehrstuhl für Philosophie und Psychologie inne. Politisch engagierte sich Mead in sozialreformerischen Bewegungen. Er hat zeitlebens keine Bücher, sondern nur Aufsätze veröffentlicht.



Lektürevorschlag:

Mead, G. H. (1969): Sozialpsychologie, herausgegeben von Anselm Strauss (1969) [1956], S. 218-225; 235-306.

Vertiefung:

Mead, G. H. (1969): Sozialpsychologie, herausgegeben von Anselm Strauss [1956] [darin sind Teile von ‚Geist, Identität und Gesellschaft‘ (Mead 1973) in anderer Übersetzung abgedruckt; dazu kommen einige wichtige Aufsätze von Mead].

Joas, Hans (1992c): Die Kreativität des Handelns und die Intersubjektivität der Vernunft. Meads Pragmatismus und die Gesellschaftstheorie. S. 281-308 in: ders. (1992): Pragmatismus und Gesellschaftstheorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Wenzel, Harald (1990): George Herbert Mead zur Einführung. Hamburg: Junius.

Wichtige Anschlüsse und Weiterführungen: Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Joas, H. (1992): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Webseiten: www.pragmatism.org/genealogy/chicago.htm [Stand vom 03.11.2004].

The Mead project. Foundational documents in sociological social psychology. Department of Sociology, Brock University, St. Catharines, Kanada: <http://spartan.ac.brocku.ca/~lward/> [Stand vom 13.05.2008].

Bereits im ersten Satz seiner Vorlesungen über Sozialpsychologie formuliert Mead seine These:

Kommunikation und Interaktion sind Voraussetzungen der Entwicklung des Bewusstseins

„In der Regel befaßt sich die Sozialpsychologie mit den verschiedenen Phasen gesellschaftlicher Erfahrung aus der psychologischen Sicht der individuellen Erfahrung. Ich möchte einen anderen Ansatz vorschlagen: die Erfahrung vom Standpunkt der Gesellschaft aus zu betrachten, zumindest unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation als der Voraussetzung für eine Gesellschaftsordnung“. (Mead 1973: 39)⁹

Die soziologische Bedeutung von Mead beruht auf seiner Betonung des Vorrangs der Kommunikationsprozesse und damit der Interaktion bzw. des Gesellschaftlichen oder Sozialen vor dem einzelnen Bewusstsein. Letzteres kann sich als Denken und Ich-Identität nur dann entwickeln, wenn bereits ein gesellschaftliches „universe of discourse“, eine Kommunikationsgemeinschaft existiert. Der Schlüssel zum spezifisch menschlichen Vermögen der Kommunikation liegt in der sozial konstituierten Fähigkeit und Kompetenz zum Symbolgebrauch. Mead entwickelt diese Überlegungen in drei Schritten:

- Er interessiert sich erstens für die evolutions- und gattungsgeschichtlichen (phylogenetischen) Hintergründe der menschlichen Fähigkeit zum Symbolgebrauch und nimmt deswegen eine genaue, bis in physiologische Grundlagen reichende Analyse des Gestengebrauchs bei Tieren und Menschen vor.
- Er fragt zweitens danach, wie „signifikante“ Symbole, d.h. Symbole, die von verschiedenen Interaktionspartnern in gleicher Weise benutzt und interpretiert werden, in Interaktionsprozessen entstehen.
- Schließlich interessiert er sich drittens für die ontogenetische Ebene des einzelnen Menschen, für die in jedem individuellen Lebenslauf erfolgende Herausbildung der Kompetenz zum Symbolgebrauch.

Geste

3.1.1 Die menschliche Fähigkeit zum Symbolgebrauch

Mead kritisiert, wie die Pragmatisten generell, zunächst das bereits erwähnte behavioristische Modell des menschlichen Handelns von John B. Watson. Dieses Modell erklärte tierisches und menschliches Handeln durch ein Reiz-Reaktions-Schema. Als Datum wird nur das anerkannt, was von außen sichtbar ist: Ein Reiz kann gemessen, eine Reaktion aufgezeichnet oder gesehen werden. Auf Tiere oder Menschen wirken Reize und die Organismen reagieren darauf. Das lässt sich beobachten, im Unterschied zur „black box“ des tierischen und menschlichen Bewusstseins, die nicht einsehbar ist. Zwar sah auch Mead, wie die Behavioristen im Allgemeinen und eben auch sein Freund Watson den Menschen als biologisches Wesen in einer spezifischen Umwelt an. Mead betonte jedoch wie Dewey oder auch Thomas, dass zwischen den aus der Umwelt kommenden Reiz und die Reaktion des Menschen etwas anderes tritt, das die Besonderheit des

Die Besonderheit des menschlichen Bewusstseins liegt in der Fähigkeit zum Symbolgebrauch

Mind

Signifikante Symbole

⁹ Diese Vorlesungen liegen in zwei unterschiedlichen Übersetzungen vor. Im Folgenden wird abwechselnd nach Mead (1973) bzw. nach Mead (1969; enthält nur Auszüge) zitiert.

Menschen ausmache: die Wahrnehmung des Reizes, die zugleich immer eine Interpretation, ein aktives Handhaben von Zeichen und Symbolen ist: „Die Situation, in der man nach auslösenden Reaktionen sucht, stellt sich, wie ich glaube, immer – soweit es um effektive Intelligenz geht – in Form eines Problems.“ (Mead 1969: 242) Er spricht von „mind“ – in den deutschen Übersetzungen als „Geist“ oder „Bewusstsein“ wiedergegeben –, um die besondere Fähigkeit des Menschen zur Erzeugung und Verwendung von signifikanten Symbolen zu bezeichnen. Symbole sind in diesem Verständnis Zeichen, die auf etwas verweisen, die Träger einer über sie selbst hinausweisenden Bedeutung sind. Signifikante Symbole sind solche, die von mehreren oder allen Mitgliedern einer sozialen Gruppe in gleicher Weise benutzt und verstanden werden.

Symbole sind Zeichen, die Träger einer über sie selbst hinausweisenden Bedeutung sind. Signifikante Symbole sind Symbole, die von mehreren oder allen Mitgliedern einer sozialen Gruppe in gleicher Weise benutzt und verstanden werden

Die Unterscheidung
von Geste und
Symbol

Symbolsystem

Symbole vermitteln die Reizwahrnehmung und entscheiden darüber, was den „Reiz des Reizes“ ausmacht. Wie lässt sich jedoch die menschliche Fähigkeit zum Zeichen- bzw. Symbolgebrauch evolutionär bzw. evolutionstheoretisch erklären? Wie und wo erfolgt der Übergang vom Tier zum Menschen, vom Gestegebrauch zur Lautgebärde und dann zur Sprache als Symbolsystem? Das sind zunächst die Fragen, auf die Mead eine Antwort geben will. Dazu diskutiert er vergleichend und in Auseinandersetzung mit Charles Darwin und Wilhelm Wundt das tierische und menschliche Ausdrucksverhalten. Während Menschen über „Bewusstsein“ und Intentionen verfügen, die das Ausdrucksverhalten konstituieren, zeigen Tiere instinkthafte bzw. reflexhafte Verhalten. Dabei kann nicht ernstlich von Zielen, Absichten usw. gesprochen werden, zumindest nicht im Sinne einer gedanklich bewussten Vorstellung. So kann ein Hund gegenüber einem zweiten Hund durch Zähnefletschen zwar einen drohenden Angriff ankündigen, aber man kann schwerlich sagen, dass er absichtlich die Zähne fletscht, um seiner Umgebung zu drohen. Das gerade erwähnte Verhalten des Hundes lässt sich dennoch als „Geste“ verstehen:

„Wir haben es mit einer Verständigung nur durch Gesten zu tun. Es sind jedoch nicht Gesten in dem Sinne, daß sie eine bestimmte Bedeutung hätten. Wir nehmen nicht an, daß der Hund sich selbst sagt: ‚Wenn das Tier aus dieser Richtung kommt, wird es mir an die Kehle springen, also werde ich mich entsprechend drehen.‘ Er wird lediglich seine eigene Position ändern, je nach dem, aus welcher Richtung der andere Hund gerade kommt.“ (Mead 1969: 210)

Menschlicher und
tierischer Gesten-
gebrauch unterschei-
den sich

Gesten sind wahrnehmbare äußerliche Körperreaktionen, die zwischen Tieren reflexhaft oder instinkthafte aufeinander folgen und ‚Interaktionen‘ oder ‚Verständigungen‘ zwischen Tieren ermöglichen. Auch im menschlichen Verhalten lassen sich vergleichbare Phänomene beobachten, am ehesten da, wo – wie beispielsweise im Boxkampf – ein schneller Schlagabtausch erfolgt, der kaum bewusst gesteuert ist, sondern auf eingeübten Reflexen beruht. Doch zwischen

tierischen und menschlichen Gesten gibt es einen entscheidenden Unterschied. Menschliche Gesten sind immer in soziale Handlungen und Handlungszusammenhänge eingebunden. Das gilt auch für das gerade erwähnte Beispiel des Boxkampfes. Deswegen hat hier der Interaktionsprozess Vorrang. Die tatsächliche Bedeutung der menschlichen Gesten ergibt sich aus diesem Zusammenhang, nicht aus dem individuellen Willen. Gewiss können dabei der individuelle Vollzug der Geste und die externe Bedeutungszuweisung unterschieden werden: Jemand, der reflexhaft einen Schlag abwehrt, indem er seinen Arm zum Schutz vor das Gesicht hält, hat im Moment des Vollzugs seiner Geste nicht unbedingt eine Vorstellung davon, was er gerade tut. Die Bedeutung der Geste wird in diesem Fall zunächst durch einen Beobachter des Handlungszusammenhangs zugeschrieben; allerdings kann auch der Ausführende der Geste eine entsprechende bewusste Vorstellung seines Tuns haben. Dann stimmen die ‚innere‘ und die ‚äußere‘ Bedeutungszuweisung überein. In Bezug auf tierische Gesten wird nicht unterstellt, sie könnten in gleichem Maße ‚bewusst‘ oder ‚geplant‘ und ‚absichtsvoll‘ sein. Das ist ein wesentlicher, von menschlichen Beobachtern unterstellter Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Verhalten.

Gesten sind wahrnehmbare äußerliche Körperreaktionen, die zwischen Tieren reflexhaft oder instinkthaft aufeinander folgen, beim Menschen aber in Interaktionszusammenhänge eingebunden sind, die ihre Bedeutung festlegen.

3.1.2 Die Funktionsweise signifikanter Symbole

Sieht man von Ausnahmen wie derjenigen des Abwehrreflexes beispielsweise im Boxkampf ab (der im Übrigen ja durchaus auch antrainiert wird), dann wirkt im menschlichen Reagieren auf einen Reiz eine gewisse Verzögerung. Dies ist der Moment der Denk- oder Bewusstseinsprozesse, der Deutung. Doch schon in Bezug auf die Abwehrgeste selbst kann davon gesprochen werden, dass sie für beide Boxkämpfer die gleiche Bedeutung hat, wenn man davon absieht, dass sie den einen schützt und den anderen behindert: Beide können sie als Abwehrgeste deuten. Wenn zwei Gegenüber einer Geste die gleiche Bedeutung zuschreiben, ist sie zu einem „signifikanten Symbol“ geworden. Ein Sprachlaut ist eine Geste, die dann als signifikantes Symbol funktioniert, wenn er von den Beteiligten mit gleicher Bedeutung versehen wird. Sprache ist nichts anderes als ein zu signifikanten Symbolen geronnener Vorrat an Lautgesten:

Die Geste wird beim Menschen zum signifikanten Symbol und zur Sprache

„Beim Kampf zwischen den Hunden handelt es sich um eine Geste, die eine entsprechende Reaktion hervorruft, hier aber um ein Symbol, dem eine Bedeutung in der Erfahrung des einen Individuums entspricht und das den gleichen Bedeutungsinhalt beim anderen Individuum weckt. Wenn die Gesten dieses Stadium erreicht haben, sind sie zu dem geworden, was wir ‚Sprache‘ nennen. Eine Geste ist nun ein signifikantes Symbol, es signalisiert eine bestimmte Bedeutung.“ (Mead 1969: 213)

Eine wesentliche Bedingung der Möglichkeit zur Entwicklung signifikanter Symbole sieht Mead in der Sprachfähigkeit: Laute, die man ausspricht, hört man

in etwa so, wie andere sie hören (was beispielsweise nicht für Gesichtsausdrücke und die Wahrnehmung von Körperbewegungen gilt), zumindest hört man sie gleichzeitig. Dies gilt für Menschen und Tiere gleichermaßen. Mead verweist auf den Löwen, der laut brüllt und dadurch seine Feinde abschreckt. Aber führt das Brüllen dazu, dass der Löwe gleichsam vor sich selbst Angst bekommt, also in sich die gleiche Reaktion auslöst wie bei einem Gegenüber? Das erscheint doch fragwürdig. Aber wie unterscheidet der Löwe zwischen dem eigenen und dem fremden Brüllen? Auch Menschen hören die eigene Stimme anders als ihr soziales Gegenüber; das kann man leicht mit einem Aufnahmegerät ausprobieren. Tatsächlich erscheint Meads Argumentation hier nicht überzeugend (vgl. zur Kritik Habermas 1981, Bd. 2: 25).

Signifikante Symbole sind Zeichen, deren Bedeutungen in Kommunikationsprozessen konventionalisiert wurden; ihre Existenz ist Grundlage der menschlichen Denkfähigkeit

Die Geste funktioniert im menschlichen Gestengebrauch als Zeichen, das auf etwas verweist – sie hat eine Bedeutung. Signifikant ist ein Symbol, wenn es für verschiedene Handlungsbeteiligte die gleiche Bedeutung hat, wenn sie also wissen, was damit üblicherweise gemeint ist. Denn ein solcher Bedeutungsinhalt ist sozial festgelegt, also geregelt. Dies gilt nicht nur für Körpergesten und ‚Körpersprache‘, sondern in gleicher Weise für stimmliche Gesten oder Lautgebärden, und damit für die gesprochene (und davon abgeleitet: die verschriftete) Sprache: Ein Wort, ein Begriff lassen sich als signifikantes Symbol begreifen, insofern sie für den Äußernden wie für Zuhörer den gleichen Bedeutungsinhalt hervorrufen, also in gleicher Weise einen Bezugspunkt, ein Ding, eine Referenz bezeichnen und damit bei allen Beteiligten miteinander vereinbare bzw. gleiche Reaktionen nahelegen. Erst dadurch können Einzelhandlungen aufeinander bezogen sein und Teil von umfassenderen Handlungszusammenhängen oder Interaktionen werden. Dabei handelt es sich um eine evolutionäre Errungenschaft von kaum zu unterschätzender Bedeutung. Die Bewusstseinstätigkeit des Individuums, das Denken setzt seinerseits signifikante Symbole sowie die Kompetenz ihrer Nutzung voraus. Es ist letztlich eine Art Verständigung des Individuums mit sich selbst mit Hilfe signifikanter Symbole (vgl. Mead 1969: 213f). Deswegen können Individuen die Fähigkeit entwickeln, sich „in die Rolle“ oder „Haltung des Gegenüber“ („taking the attitude of the other“) zu versetzen bzw. Rollen aktiv zu spielen (das „role making“ in den Worten von Ralph Turner).

Signifikante Symbole sind Zeichen, deren Bedeutungen in Kommunikationsprozessen konventionalisiert wurden. Ihre Existenz ist Grundlage der menschlichen Denkfähigkeit sowie der Kompetenzen, sich in die Rolle des Gegenübers zu versetzen und selbst soziale Rollen aktiv zu spielen und zu gestalten.

Die Bedeutung stammt aus der Kommunikation und Interaktion

Bewusstsein bzw. Denken funktioniert nur, weil es signifikante Symbole gibt. Es setzt Kommunikation voraus, die ihrerseits nach Mead erst dann möglich ist, wenn signifikante Symbole existieren. Woher kommt also die „Bedeutung“ (meaning), deren Träger solche Symbole sind, und wie wird ein Symbol zum „signifikanten Symbol“? Meads Antwort lautet: Die Bedeutung rührt keineswegs aus dem Einzelbewusstsein – der soziale Handlungszusammenhang, die Interaktion ist die Quelle der Bedeutung. Wie lässt sich das verstehen? Stellen Sie sich dazu eine einfache, in einen Handlungszusammenhang eingebettete

Geste vor, deren Bedeutung zunächst unbestimmt ist: das Ausstrecken der rechten Hand. Ein Gegenüber ergreift die Hand und schüttelt sie. Die Bedeutung wird nun klar: Es handelt sich um eine in unserem Kulturkreis geläufige Form der Begrüßung. Nach Mead ist es genau die Reaktion des Gegenübers, nicht die ursprüngliche individuelle Absicht, durch welche die Bedeutung der Geste konstituiert wird. Diese Reaktion erfolgt jedoch nur deswegen, weil die Geste zuvor erschien. Deswegen gehört dies alles zusammen, um die Entstehung von Bedeutung verständlich zu machen:

„Die Geste eines Organismus, die daraus resultierende soziale Handlung in der die Geste ein frühes Stadium bildet, und die Reaktion eines anderen Organismus sind die Elemente einer dreifachen Beziehung; einer Beziehung zwischen Geste und dem einen Organismus, zwischen Geste und dem anderen Organismus und zwischen der Geste und den Phasen der betreffenden sozialen Handlung, die auf sie folgen; diese dreifache Beziehung ist das Netz, aus dem die Bedeutung entsteht, sie bildet die Matrix, die sich zu einem Bedeutungsfeld entwickelt (...) Die Handlung oder Anpassungsreaktion des zweiten Organismus gibt der Geste des ersten Organismus ihre Bedeutung. (...) Bedeutung ist also in erster Linie nicht als ein Bewußtseinszustand oder eine Reihe von Beziehungen zu sehen, die geistig außerhalb des Erfahrungsbereichs liegen, in den sie eingehen; im Gegenteil: man sollte Bedeutung objektiv als etwas betrachten, das unmittelbar in diesem Bereich selbst existiert.“ (Mead 1969: 219ff)

In diesem Zitat klingt auch die pragmatistische Zeichentheorie von Charles S. Peirce an, die ab den späten 1930er Jahren von Charles W. Morris, dem Herausgeber der Vorlesungsmitschriften von Mead (1973), weiterentwickelt wurde. Diese Zeichentheorie betont in deutlichem Kontrast zum abstrakten Zeichenmodell des Strukturalismus (vgl. S. 373ff in diesem Band) die interpretativen und handlungsbezogenen, pragmatischen Momente des tatsächlichen Zeichengebrauchs (Morris 1972, Peirce 1993).

Pragmatistische
Zeichentheorie

Strukturalismus

Der soziale Handlungszusammenhang, die Interaktion ist die Quelle der Bedeutung.

Meads erläuterte Argumentation zur Entstehung und Funktionsweise signifikanter Symbole lässt sich plausibel kritisieren: Denn die Übereinstimmung der Reaktion zweier menschlicher Organismen auf eine Geste kann zwar durch einen Beobachter festgestellt werden, aber damit ist noch nicht nachgewiesen, dass es sich nunmehr für beide um dieselbe Bedeutung handelt (vgl. Habermas 1981, Bd. 2: 25 und Schneider 2002a: 185f). Man muss ja schon die „Perspektive des Gegenüber“ kennen, also wissen, welche Bedeutung er zuschreibt, um darüber urteilen zu können, ob die eigene Bedeutung damit übereinstimmt. Wenn jemand meine ausgestreckte Hand nicht ergreift, so kann das ja sehr unterschiedliche Gründe haben: Er kennt die Geste nicht, er hat eine ansteckende Krankheit, er kann mich nicht leiden, er hat schmutzige Hände usw. Die alleinige Beobachtung des Nichtergreifens sagt noch wenig über die Bedeutung aus.

Hat Mead die
Entstehung signifi-
kanter Symbole
überzeugend erklärt?

Das „Diskursuniversum“ gewährleistet die Verfügbarkeit signifikanter Symbole

Dieses Argument trifft jedoch ‚nur‘ den gattungsgeschichtlichen Teil von Meads Überlegungen. Es bleibt also ungeklärt, wie die Entstehung signifikanter Symbole im Übergang von der tierischen zur menschlichen Ebene von Verhaltenszusammenhängen erklärt werden kann. Sobald jedoch auf der menschlichen Verhaltensebene entsprechende Symbolsysteme existieren, kann der Prozess ganz so funktionieren, wie Mead ausführte. Damit signifikante Symbole tatsächlich im erwähnten Sinne übersituativ signifikant sein können, muss ein gesellschaftliches Umfeld vorausgesetzt sein, innerhalb dessen sie zum Einsatz kommen. Mead nennt diesen Kontext, innerhalb dessen Symbole ihre Bedeutung haben, ein „universe of discourse“. Ein solches Diskursuniversum (oder ‚Sprachuniversum‘) entsteht aus den Interaktionen von Menschen innerhalb sozialer Beziehungen. Es ist eine ‚Redegemeinschaft‘, in der permanent Bedeutungen, also signifikante Symbole, produziert und reproduziert werden. Dies schließt ein gewisses Maß an ‚Kommen und Gehen‘ ein: immer wieder verschwinden Symbole, also beispielsweise Wörter oder Ausdrücke, die nicht mehr benutzt werden, und neue kommen hinzu. Ein solches Diskursuniversum „wird aus einer Gruppe von Individuen gebildet, die an einem gemeinsamen Erfahrungs- und Verhaltensprozeß teilnehmen“ (Mead 1973: 129f). In diesem Prozess haben die Symbole für alle Mitglieder dieser Gruppe den „gleichen oder einen allen gemeinsamen Sinn“, egal ob es sich um die Benutzer oder Adressaten signifikanter Gesten handelt. Das Diskursuniversum ist ein im historisch-gesellschaftlichen Prozess in mehr oder weniger voneinander abgrenzbaren Kollektiven entstandenes und veränderliches System gemeinsamer Bedeutungen.

Als „Diskursuniversum“ bezeichnet Mead ein System konventionalisierter Zeichen und Bedeutungen, das innerhalb sozialer Gruppen in Interaktionen und im Sprechen produziert, reproduziert und verändert wird.

3.1.3 Die Entwicklung des Einzelnen zum sozialen Selbst

Das individuelle Bewusstsein entsteht durch den sozialen Prozess der Kommunikation

Das Vermögen, die Kompetenz des Gebrauchs signifikanter Symbole lässt sich nicht erklären, wenn man annimmt, dass ein Individuum mit seinem Bewusstsein außerhalb oder vor dem sozialen Prozess existiert. Ein lebendiger menschlicher Körper hat noch keine Vorstellung von sich, ist nicht gleichzusetzen mit den Denkprozessen im Bewusstsein. Vielmehr setzen Denkprozesse die Verfügung über signifikante Symbole voraus – sonst wäre Denken nicht sinnhaft. Da signifikante Symbole jedoch nur in sozialen Erfahrungs- und Handlungszusammenhängen entstehen, ist das Phänomen des Bewusstseins nunmehr eine *sekundäre* Erscheinung – das ist das zentrale Argument der Meadschen Position. Deswegen müsse man das denkende „Ich“ „aus dem sozialen Prozeß und aus der Kommunikation heraus beschreiben. ... Das Bewußtsein entsteht durch Kommunikation, durch Verständigung im sozialen Prozeß oder im Zusammenhang der Erfahrung – nicht Kommunikation durch Bewußtsein.“ (Mead 1973: 217)

Das Bewusstsein entsteht durch Kommunikation im sozialen Prozess – nicht Kommunikation durch Bewusstsein.

Die Bedeutung der Objekte oder Dinge in der Welt ergibt sich nicht aus diesen selbst, sondern sie wird durch die kommunikativ induzierten Bewusstseinsprozesse und die „Organisation von Haltungen“ der Individuen diesen Dingen gegenüber konstituiert. Solche Bewusstseinsprozesse und ‚Haltungen‘ sind im beschriebenen Sinne Ergebnisse der sozialen Bedeutungskonfiguration in gesellschaftlichen Handlungs- und Erfahrungszusammenhängen, in sozialen „Diskursuniversen“. Dabei spielt auch der Organismus eine Rolle, denn seine Erfahrungsmöglichkeiten, beispielsweise sein Geruchsempfinden, die Organisation seines Sehapparates usw. sind zentral für den „Erfahrungsinhalt“ eines Objekts. Die Eigenschaften der Welt oder Wirklichkeit für soziale Gruppen oder Gesellschaften sind jedoch immer nur Eigenschaften im Hinblick auf ihre besondere Perspektive, ihr besonderes System signifikanter Symbole, mittels derer sie sich ihre Erfahrung der Welt vergegenwärtigen. Das unterscheidet sich dann auch zwischen verschiedenen Organismen bzw. Lebensformen. Mead spricht deswegen in vergleichsweise „revolutionärer“ Weise davon, dass das einzig „Objektive“ die „objektive Realität von Perspektiven“ sei. Eine solche Position nimmt einige Erkenntnisse der modernen sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsforschung vorweg. Sie ist deswegen so bedeutsam, weil sie die Erkennbarkeit einer „objektiven“, für alle Organismen in gleicher Weise bestehenden „Natur“ bestreitet:

Die objektive Realität von Perspektiven

„Also ist der Organismus in gewissem Sinne für unsere Umwelt verantwortlich. Und da Organismus und Umwelt einander bestimmen und jeweils in ihrer Existenz voneinander abhängen, folgt daraus, daß der Lebensprozeß, um adäquat verstanden zu werden, als Wechselbeziehung zwischen beiden begriffen werden muß. In der sozialen Umwelt entstehen Bedeutungen aus dem Prozeß des sozialen Handelns; soziales Handeln besteht aus einer Struktur objektiver Beziehungen innerhalb der Gruppe von Organismen, die an solchem Handeln, an Prozessen sozialer Erfahrung und sozialen Verhaltens, beteiligt sind. Die Außenwelt besitzt bestimmte Eigenschaften nur in Relation zu einer interagierenden sozialen Gruppe von einzelnen Organismen; ebenso hat sie andere Eigenschaften nur für jeweils einzelne Organismen.“ (Mead 1969: 248)

Bewusstsein entsteht in tatsächlichen Interaktionen, im sozialen Prozess und setzt die Fähigkeit zur Reflexion voraus; Erfahrungen der Individuen sind nur möglich, sofern sie Mitglieder eines sozialen Zusammenhangs, einer Gesellschaft sind – hier setzt Meads Sozialisationstheorie an. Menschen werden geboren in bestehende „Diskursuniversen“, d.h. in soziale Gruppen und Gemeinschaften, die bereits über ein ausgebildetes System signifikanter Symbole verfügen. Diese Symbole sind innerhalb eines sozialen Kollektivs „universal“, das heißt allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern in ihrer Bedeutung hinreichend geläufig. Im Prozess der individuellen Entwicklung, insbesondere in den frühesten Phasen der Kindheit werden Kinder in dieses Symbolsystem eingeführt, „hineinsozialisiert“. Sie internalisieren seine wichtigsten Elemente und Anwendungs-

In ihrer Sozialisation erwerben Menschen die Kompetenz zum Symbolgebrauch und damit ihre Ich-Identität

I weisen. Dabei entwickeln sie ihre Denkfähigkeit und die Vorstellung von ihrer „Ich-Identität“, d.h. ein „Selbst-Bewusstsein“ sowie die Fähigkeit zur Rollenübernahme. Mead spricht vom „Self“, das aus den Komponenten des „I“ (Ich) und des „Me“ (Mich) besteht. Das „I“ steht für die individuellen kreativen, aktiven Elemente des Bewusstseins. Das „Me“ ist der Blick, den ich auf mich durch die Perspektive der Anderen einnehmen kann, also die Art und Weise, wie ich sehe, wie andere mich wahrnehmen und auf mich reagieren. Das „Selbst“ ist das Gesamt, die Identität, die aus dem Zusammenspiel von I und Me entsteht. Es ist keineswegs Ergebnis einer individuellen Entwicklung, sondern es „entsteht aus dem Prozeß sozialer Erfahrung und sozialen Handelns; d.h. es entwickelt sich im betreffenden Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zum sozialen Prozeß insgesamt und zu den anderen Individuen in diesem Prozeß.“ (Mead 1969: 263)

Nach Mead besteht das „Self“ aus den Komponenten des „I“ (Ich) und des „Me“ (Mich). Das „I“ steht für die individuellen kreativen Elemente des Ich-Bewusstseins. Das „Me“ ist der Blick, den ich auf mich durch die Perspektive der Anderen einnehmen kann. Das „Selbst“ ist das Gesamtbild, die Identität, die aus dem Zusammenspiel von „I“ und „Me“ entsteht. Es ist wegen seiner Entstehung in sozialen Interaktions- und Kommunikationsprozessen eine „gesellschaftliche Struktur.“

Das Ich ist eine gesellschaftliche Struktur

Philosophische Anthropologie

Das Ich-Bewusstsein ist zwar im Körper lokalisiert, aber es ist nicht mit diesem Körper identisch. Vielmehr kann man sich ja gerade aus einer gewissen Distanz auf den eigenen Körper beziehen, sich ihm reflexiv zuwenden, seine Reaktionen beobachten.¹⁰ Dies gilt ähnlich für die gedankliche Beschäftigung mit den eigenen Gefühlen, Empfindungen, Stimmungen, Erlebnissen, Erinnerungen usw. Natürlich ist unser Alltagsleben nicht durchgängig von solchen Momenten der Reflexion durchzogen. Viele Handlungen vollziehen wir ganz routiniert, ohne uns damit zu beschäftigen: ich gehe, rede dabei, sondiere nebenbei, ob ich Pasanten ausweichen muss; gleichzeitig atmet mein Körper, mein Blut zirkuliert usw. Meads Grundannahme ist ähnlich wie schon bei Cooley, dass die Erfahrung des eigenen „Selbst“ nicht unmittelbar erfolgt, sondern vermittelt wird über den Standpunkt anderer Individuen bzw. den verallgemeinerten Standpunkt einer sozialen Gruppe, der man angehört: „Das Ich ist – in der Form, in der es ein Objekt seiner selbst sein kann – im Grunde eine gesellschaftliche Struktur, es entsteht in sozialer Erfahrung. Nachdem ein Ich entstanden ist, sorgt es gleichsam selbst für seine gesellschaftlichen Erfahrungen.“ (Mead 1969: 268) Menschen verfolgen ständig, wie sie auf andere Menschen wirken; sie orientieren sich, ihr Sprechen und ihr nicht-sprachliches Verhalten am Verständnis signifikanter Symbole und bemühen sich dadurch um eine Kontrolle der Anschluss-handlungen.

¹⁰ In der deutschen Tradition der Philosophischen Anthropologie spricht man im Anschluss an Helmuth Plessner (1975) von der „exzentrischen Positionalität“ als dem konstitutiven Merkmal des Menschlichen, d.h. von der Fähigkeit, sich selbst von außen, als Objekt zu betrachten, nicht nur ‚Leib zu sein‘, sondern seinen ‚Körper zu haben‘.

Denken ist nichts anderes als eine nach innen genommene Interaktion, ein Selbst-Gespräch, das im Prinzip so funktioniert wie die tatsächliche Kommunikation mit anderen. Bedeutsam ist weiterhin, dass wir mit verschiedenen Anderen auch unterschiedliche Interaktionen und Beziehungen unterhalten. Nach Mead kann von verschiedenartigen Formen des Ich gesprochen werden, die aus den jeweiligen sozialen Prozessen entstehen. Die Ich-Identität besteht aus vielen, in unterschiedlichen Zusammenhängen ausgebildeten elementaren Teil-Ichs; sie ist keineswegs stabil, sondern ein Prozess, der nach Maßgabe von sozialen Erfahrungszusammenhängen Veränderungen unterliegt. Sie setzt signifikante Symbole und damit ein hinreichend stabilisiertes Diskursuniversum voraus, nicht zuletzt auch die Fähigkeit, sich in die Perspektiven der Anderen hineinzuversetzen und sich mit deren Augen zu sehen. In der sozialisatorischen Ausbildung dieser Fähigkeiten kommt dem kindlichen Spielen und dem Erlernen von Gesellschaftsspielen eine besondere Funktion zu. Im freien Rollenspiel („play“) mit häufigen Rollenwechseln lernen Kinder, sich aus den Augen der Mutter, des Vaters oder anderer Bezugspersonen zu sehen und aus der Fremdperspektive zu formulieren, was diese von ihnen erwarten, etwa beim ‚Mutter-Vater-Kind-Spiel‘. Vater und Tochter spielen dann z.B. mit mehr oder weniger großer Hingabe und Puppenarsenal ‚Kindergartenausflug‘. In diesem Stadium der Ich-Entwicklung orientiert sich das Individuum an genau bestimmten Anderen, meist an den wichtigsten Bezugspersonen seiner unmittelbaren Kindheits-Umgebung (z.B. Mutter, Vater, Geschwister). Es handelt sich dabei in Meads Verständnis um „signifikante Andere“, d.h. um konkrete Andere mit – aufgrund der frühkindlichen Abhängigkeiten – besonderer Nähe zum und Einflusschancen auf das Kind. Bspw. verkörpert in dieser Phase und unter den gegenwärtigen soziohistorischen Bedingungen im westlichen Kulturkreis die Mutter häufig die Welt der Anderen schlechthin. Erst später entdeckt das Kind die Welt jenseits des oder der signifikanten Anderen. Das geschieht dann wesentlich im regelorientierten Spiel („game“), also in Wettkampfspielen bzw. Gesellschaftsspielen nach festen Regeln. Hier ist zunächst die eigene Rolle festgelegt: Torwart oder Stürmer, aber nicht beides zugleich, und es gibt ein vergleichsweise enges Regelkorsett, das beachtet werden muss, damit das Zusammen-Spiel erfolgreich ist. Auch dabei wird die Perspektivenübernahme eingeübt, freilich in einem anderen Sinne: Das Kind lernt, dass die verschiedenen Rollen aufeinander angewiesen sind, es muss die Haltung der anderen in dieser Hinsicht einnehmen können und auch seine Position im Zusammenhang erkennen. Mead nennt diese Berücksichtigung der allgemeinen Perspektive die Einnahme der Position des „generalisierten Anderen“. Wo das Kind vorher nur sah, dass Mutter oder Vater nicht wollen, dass es bei Tisch rülpst, weiß es nun: ‚Man‘ tut das nicht:

Das Ich ist ein Prozess

Play

Signifikante Andere

Game

„Die organisierte Gemeinschaft oder soziale Gruppe, die dem Individuum die Einheit seines Ichs gibt, kann der ‚generalisierte Andere‘ genannt werden. Die Haltung des generalisierten Anderen entspricht der Haltung der gesamten Gemeinschaft. Bei einer sozialen Gruppe, wie z.B. einer Baseballmannschaft, ist also die Mannschaft insofern der generalisierte Andere, als sie – als organisierter Prozeß sozialen Handelns – in die Erfahrung jedes einzelnen Mitglieds eingeht.“ (Mead 1969: 282)

Generalisierte Andere

Im freien Rollenspiel (play) erwirbt das Kind die Kompetenz der Übernahme der Rollen von signifikanten Anderen. Signifikante Andere sind die wichtigsten Bezugspersonen der frühen Kindheit (z.B. Mutter, Vater, Geschwister). Im geregelten Wettkampfspiel (game) erwirbt das Kind die Kompetenz der Übernahme der Rollen des generalisierten Anderen. Der generalisierte Andere ist das ‚man‘, die allgemeine Struktur eines Rollengefüges und der damit verbundenen Verhaltenserwartungen. Das Kind begreift sich hier als Teil eines sozialen und allgemeinen Erwartungszusammenhangs, in dem es eine spezifische Rolle einnimmt. Der generalisierte Andere kann eine Sportmannschaft sein bzw. später dann ganz allgemein ‚die Gesellschaft‘.

Die soziale Genese
des Ich bedeutet nicht
seine soziale Deter-
mination

Die Einnahme dieser vielen Perspektiven oder allgemeiner: der Haltung des generalisierten Anderen ist die Voraussetzung dafür, auch das eigene Ich zu bestimmen. Das Ich entwickelt sich in sozialen Beziehungen. Das bedeutet nicht, das Ich bestehe nur aus dieser von Außen induzierten „Struktur der Haltungen“. Zwar „können (wir) nur dann wir selbst sein, wenn es eine Gemeinsamkeit der Haltungen gibt, die die Haltungen aller Mitglieder einer Gemeinschaft kontrollieren.“ (Mead 1969: 291) Und koordinierte Aktivitäten sozialer Kollektive sind nur möglich, insoweit ihnen Individuen angehören, die die entsprechenden Kompetenzen der Rollenübernahme und die damit verknüpften Ich-Identitäten ausgebildet haben. Doch in der weiter oben erwähnten Identitäts-Komponente des „I“ wurzelt etwas Unvorhersehbares, Unbestimmtes, es ist der Sitz der Freiheit, Spontaneität, Kreativität. Das den Ball auf dem Fußballfeld spielende „I“ kann unkonzentriert einen Fehlpass schlagen; es kann sich über einen gelungenen Spielzug freuen und darüber vergessen, dass das Spiel weitergeht. Demgegenüber steht das „Me“ für die übernommenen Normen und Konventionen der sozialen Gruppe, der man angehört, für das, was ‚man‘ tun darf oder nicht, wenn man sich an allgemeinen Regeln orientiert. In ihrem Zusammenspiel lassen „I“ und „Me“ zu, dass das Individuum zugleich einmalig, individuell sein kann und doch im selben Moment durch und durch sozial konstituiert. Im gesellschaftlichen Rollengefüge gibt es Positionen, welche die Kreativität des „I“ besonders hervorheben: dies ist der gesamte Bereich der Kunst. In vielen Situationen des alltäglichen Handelns spielen entweder das „I“, also der spontane oder impulsive Ausdruck des Individuellen, oder das „Me“, also die Befolgung der sozialen Konventionen, eine größere Rolle. Deswegen gelten wir in den Augen anderer als mehr oder weniger ‚besonders‘ oder ‚sonderbar‘, deswegen erhalten wir Anerkennung für eine spezifische Art von Individualität, die uns unverwechselbar, beliebt, unsichtbar oder verhasst macht im Kreis der sozialen Gruppen und Beziehungen, in denen wir uns bewegen.

3.1.4 Kommunikation und Gesellschaft

Das gesellschaftliche
Primat der
Kommunikation

Mead führt seine Überlegungen schließlich bis hin zur Ebene der Gesellschaft, der Institutionen und ihres Zusammenhangs. Gegen Marx, der das Wesen des Menschen in seiner tätigen Auseinandersetzung mit der Natur in Gestalt von

„Arbeit“ sah und dies als primäres gesellschaftliches Verhältnis betrachtete (vgl. Bd.1, S. 67ff.), betont Mead, dass die Abstimmung der Arbeitsprozesse, der religiösen Rituale, des Wirtschaftens usw. der Kommunikation bedarf: „Der Kommunikationsprozeß ist also in gewissem Sinn universaler als diese verschiedenen kooperativen Prozesse. Er ist das Medium, durch das die kooperativen Tätigkeiten in einer ihrer selbst bewußten Gesellschaft abgewickelt werden können.“ (Mead 1973: 306) Erst die Inhalte der Kommunikation entwickeln sich aus den Situationen, in denen sich Gesellschaften wiederfinden. Gesellschaftliche Institutionen sind nichts anderes als „eine gemeinsame Reaktion bei allen Mitgliedern einer Gesellschaft auf eine bestimmte Situation“. (Mead 1969: 319) Konkret bestimmt sich dies natürlich nach den Praxisfeldern oder Handlungsbereichen, die in den Blick genommen werden: Die Organisation einer Fußballweltmeisterschaft erfordert andere Bündelungen von Reaktionen als der Umgang mit abweichendem Verhalten, Diebstählen usw., bei denen Staatsanwälte, Richter, Polizisten zum Einsatz kommen. Doch in allen Fällen handelt es sich um mehr oder weniger weit reichende „organisierte Reaktionsketten“, die auf der menschlichen Fähigkeit zum Symbolgebrauch beruhen. Mit der Kompetenz des Gebrauchs signifikanter Symbole wird zugleich die Fähigkeit zur Rollenübernahme erworben. Menschen können sich dann in die „Rolle des Gegenüber“ versetzen. Erst dadurch wird die Abstimmung und Vernetzung von Rollenhandeln möglich. Ein Individuum muss im Sinne der Kenntnis des signifikanten Symbols beispielsweise wissen, was ein „Verkäufer“ ist, um sich als „Kunde“ in seinem Handeln darauf zu beziehen – und umgekehrt (vgl. Mead 1969: 320f). Das lässt sich schließlich auf das Verständnis von *Gesellschaft* insgesamt beziehen: Letztere ist nicht mehr und nicht weniger als eine „organisierte Gruppe von Reaktionen auf bestimmte Situationen.“ (Mead 1973: 317) Perspektivisch deutet Mead hier bereits an, dass ein Gefühl der Zugehörigkeit zur Welt-Gemeinschaft im Entstehen begriffen sei, dass also die lokalen Beziehungen und Institutionen sich mehr und mehr mit denen in allen Teilen der Welt verknüpfen und daraus – dies ist seine Hoffnung – entsprechende Orientierungen an einem generalisierten Anderen auf der Ebene der Weltgesellschaft, in einer „Konstellation der universalen Nachbarschaft“ (Mead 1973: 321) entstehen könnten.

Der Begriff „Gesellschaft“ bezeichnet nach Mead eine von anderen Umgangsweisen unterscheidbare, organisierte Gruppe von Reaktionen auf bestimmte Situationen.

3.2 Der Symbolische Interaktionismus

Der Symbolische Interaktionismus (SI) interessiert sich dafür, wie Individuen in Interaktionsprozessen und durch Symbolgebrauch ihre Annahmen über die Wirklichkeit bzw. allgemeiner: die symbolische Ordnung ihrer Welt erzeugen, stabilisieren und verändern. Gesellschaft gilt ihm als permanenter, vernetzter Prozess der Herstellung und Veränderung solcher Ordnungen. Der SI greift neben den Überlegungen Meads das Handlungsmodell des philosophischen Prag-

Der Symbolische Interaktionismus entwickelt aus Meads Analysen eine soziologische Perspektive

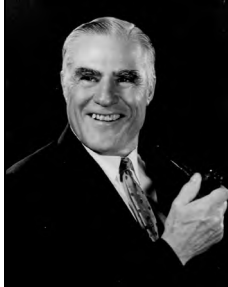
matismus und die Tradition der Chicago School of Sociology auf. Dabei fließen zusätzlich Ideen von Georg Simmel über die beständigen „Wechselwirkungen zwischen den Individuen“ als Grundlage aller sozialen Gebilde (vgl. Bd.1, S. 136) und aus der deutschen ‚Verstehenstradition‘ ein, die mit den Namen Wilhelm Dilthey (1833-1911) und Max Weber (vgl. Bd.1, S. 165f.) verbunden ist. Dilthey hatte die Besonderheit der Geisteswissenschaften in der Aufgabe des „Verstehens“ kultureller Erscheinungen gesehen. Diese ergibt sich deswegen, weil soziale bzw. kulturelle Phänomene immer aus Bedeutungen bestehen, die ihrerseits nur deutend analysiert werden können. Simmel und Weber haben sich in unterschiedlicher Weise ebenfalls mit dieser Verstehensproblematik auseinandergesetzt. Der SI gehört bis heute zu den wichtigsten Teilströmungen des Interpretativen Paradigmas der Soziologie.

Der Symbolische Interaktionismus (SI) untersucht, wie Individuen in Interaktionen und durch Symbolgebrauch die symbolische Ordnung ihrer Welt erzeugen. „Gesellschaft“ ist demnach ein netzwerkartiges Gebilde von Interaktionen, in denen solche Ordnungen hergestellt, behauptet und verändert werden.

Blumer prägt den
Begriff des
Symbolischen
Interaktionismus

Als theoretische Grundlegung dieses Ansatzes gilt das gleichnamige Buch von Herbert Blumer („Symbolic Interactionism“, 1969), das Ende der 1960er Jahre erschien und Beiträge aus mehreren Jahrzehnten enthielt. Besonders wichtig ist der darin enthaltene Aufsatz Blumers „Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus“ (Blumer 1981).¹¹ Die dort ausgearbeiteten Annahmen bilden den „theoretischen Kern“ des Ansatzes. Unter dem von Blumer skizzierten Dach versammeln sich eine Vielzahl von eigenständigen Autoren, die den SI nutzten und auch weiterentwickelten. Nach der Erläuterung der Position Blumers werden nachfolgend drei Weiterführungen in den Feldern des abweichenden Verhaltens (Howard S. Becker), der kollektiven Definition sozialer Probleme (Joseph Gusfield) und der Interaktionsprozesse in Organisationen (Anselm Strauss) vorgestellt.

¹¹ Die deutschsprachige Rezeption des Symbolischen Interaktionismus leidet darunter, dass weder das Werk Blumers – etwa seine Arbeiten zum Film, zu ethnischen Konflikten und Rassismus oder zu sozialen Konflikten und kollektiven Akteuren – in seiner inhaltlichen Breite aufgegriffen wurde (vgl. Blumer 2000) noch viele der Anwendungen, die aus der Tradition des Symbolischen Interaktionismus heraus in den USA vorangetrieben wurden (vgl. dazu weiter unten Bilanz und Ausblick).

Herbert George Blumer (1900-1987)

Herbert Blumer wurde in St. Louis, Missouri, geboren. Er studierte und lehrte zunächst bis 1925 an der dortigen Universität. 1923 begann er seine Promotion an der University of Chicago; gleichzeitig wurde er professioneller Football-Spieler bei den ‚Chicago Cardinals‘. Seine soziologischen Arbeiten sind stark durch William Thomas, Ellsworth Faris und George Herbert Mead beeinflusst und versuchen, deren Positionen zu verbinden (Helle 2001: 96). Als Mead Anfang der 1930er Jahre schwer erkrankte, übernimmt er dessen Lehrveranstaltung in Chicago; insgesamt lehrte er dort 1925-1952. Von 1941-1952 war Blumer Herausgeber des *American Journal of Sociology*. 1956 wurde er Präsident der *American Sociological Association*. Sozialpolitisch engagierte er sich als Konfliktvermittler zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften. 1952 wechselte er an die University of California (Berkeley) und übernahm die Leitung des dort neu gegründeten soziologischen Departments. Blumer arbeitete seit Ende der 1930er Jahre über Rassenkonflikte, Kollektivverhalten, industrielle Beziehungen und die Auswirkungen von Filmen auf das menschliche Verhalten. Er interessierte sich beispielsweise für die Entwicklung kollektiver Definitionen in herrschenden Gruppen, die dadurch ihre Macht und ihren Status erhalten wollen (vgl. Wacker 1995: 143).

Lektürevorschlag:

Blumer, Herbert (1981): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbeck: rowohlt, S. 80-101 [1969; 1973 für die deutsche Erstausgabe].

Vertiefung:

Blumer, Herbert (1969): Symbolic Interactionism. Perspective and Method. Englewood Cliffs (Aufsatzsammlung).

Blumer, Herbert (2000): Selected Works of Herbert Blumer. A Public Philosophy for Mass Society. Hrsg. von Stanford M. Lyman/Arthur J. Vidich. Urbana/Chicago: University of Illinois Press [1988].

Charon, Joel M. (2006): Symbolic Interactionism. An Introduction, An Interpretation, An Integration. 9. Auflage; Upper Saddle River: Prentice Hall (Einführung in den aktuellen Symbolischen Interaktionismus).

Sandstrom, Kent L./Martin, Daniel D./Fine, Gary Alan (2006): Symbols, Selves, and Social Reality. A Symbolic Interactionist Approach to Social Psychology and Sociology. 2. Auflage. Los Angeles: Roxbury Publishing Company (Einführung in den aktuellen Symbolischen Interaktionismus).

Webseite: socsci.colorado.edu/SOC/SI/si-tableofcontents.htm (Stand vom 13.05.08).

3.2.1 Grundannahmen

Drei Grundprämissen
des Symbolischen
Interaktionismus

Die Grundposition des Symbolischen Interaktionismus lässt sich am besten mit drei Prämissen Herbert Blumers kennzeichnen, die an Mead anschließen:

„Die erste Prämisse besagt, daß Menschen ‘Dingen’ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‘Dingen’ wird alles gefaßt, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder einen Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die zweite Prämisse besagt, daß die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, daß diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden.“ (Blumer 1981: 81)

Handeln orientiert
sich an der Bedeu-
tung der ‘Dinge’ für
die Handelnden

Was bedeuten zunächst diese Prämissen? Beginnen wir mit einer kurzen Diskussion der ersten Prämisse. Zunächst erinnert sie einerseits an das weiter oben bereits erwähnte Konzept der „Definition der Situation“ von William I. Thomas; zusätzlich auch an die Idee der Bedeutungen, die sich beim Menschen zwischen den äußeren Reiz und seine Reaktion darauf schiebt, so wie das Mead entwickelt hatte. ‚Dinge‘ sind hier nicht nur tatsächliche materielle Objekte, sondern auch sehr abstrakte Ideen (Freiheit, Fortschritt, Frieden), soziale Handlungszusammenhänge (Institutionen und Organisationen), Verhaltensweisen und Tätigkeiten (arbeiten, faulenzen, helfen), menschliche oder tierische Lebewesen, Pflanzen, Hergestelltes und ‚Natürliches‘ usw. Blumer unterscheidet deswegen zwischen physikalischen (Baum), sozialen (Freund) und abstrakten (Freiheit) Objekten. Mit dem Hinweis auf die ‚Bedeutung‘ dieser Dinge ist keine besondere ‚Wichtigkeit‘ bezeichnet, etwa in dem Sinne, wie beispielsweise ein bestimmtes Buch, eine bestimmte Person, der man begegnet ist, für einen „von Bedeutung“ war. Der Begriff der Bedeutung verweist vielmehr auf den Sinn oder die Sinndimension solcher ‚Dinge‘. Wenn wir von einem Baum, einer Mutter, einem Freund, einer Schule usw. sprechen, dann beinhalten diese Begriffe ja mehr als das jeweilige Wort. Das Wort oder Zeichen ist nur der Träger der Bedeutung, des Sinngehaltes, den wir mit dem Begriff verbinden, und den wir darüber hinaus verwenden, um etwas Tatsächliches, ein Ding, ein Phänomen, ein Handeln oder einen Prozess zu benennen. Das schließt nicht aus, dass wir mit dem Bezeichneten in manchen Fällen auch eine ‚besondere Bedeutung‘ verbinden: „Mein Kind“ hat für mich eine andere Bedeutung als „die Kinder auf dem Spielplatz“. Aber in beiden Fällen ist mit dem Wort „Kind“ auch ein ungefähres Alter und eine spezifische gesellschaftliche Stellung zu den Erwachsenen usw. bezeichnet. Das alles (und noch viel mehr) gehört zur Bedeutung des ‚Dinges‘ „Kind“. Will man das Handeln von Menschen verstehen, muss man wissen, wie ihre „Welt von Objekten“ aufgebaut ist. Diese Objekte sind „soziale Schöpfungen“, die betrachtet werden müssen „als in einem Definitions- und Interaktionsprozess, wie er in der

Interaktion zwischen Menschen abläuft, geformt und aus ihm hervorgehend.“ (Blumer 1981: 91)

In der zweiten Prämisse heißt es nun, dass diese Bedeutung aus der sozialen Interaktion mit Anderen abgeleitet ist oder entsteht. Erinnern wir uns: Weiter oben hatten wir erläutert, wie George Herbert Mead ganz allgemein die geschichtlich-evolutionäre Entstehung von „signifikanten Symbolen“, also Symbolen, die für die Mitglieder einer sozialen Gruppe die gleiche Bedeutung haben, aus der Interaktion ableitet. Mein Tun, die Reaktion des Gegenüber und mein Wahrnehmen dieser Reaktion – alles in allem also: der Interaktionsprozess – entscheiden über die Bedeutung eines Tuns, eines Dings, einer Handlung. Da wir als menschliche Wesen in soziale Kollektive hineingeboren werden, in denen bereits in einem historisch langwierigen Prozess ein oder mehrere Systeme von signifikanten Symbolen herausgebildet wurden – die sich im Übrigen in permanentem Umbau befinden –, übernehmen wir im Sozialisationsprozess diese Symbolsprachen bzw. wir entwickeln in Interaktionen die Kompetenz, sie selbst einzusetzen und in interpretierenden Prozessen mit solchen Symbolen umzugehen. Das sind die üblichen Deutungsroutrinen, auf die wir in unserem Handlungsvollzug gleichsam nebenbei zurückgreifen, uns wechselweise permanent Bedeutungsangebote machen und bestätigen, ohne die wir schon bei kleinsten Handlungs- und Interaktionszusammenhängen hoffnungslos überfordert wären. Doch das ist nur die eine der in dieser Prämisse enthaltenen Lesarten. Denn sie lässt sich auch so verstehen, dass wir tatsächlich im gemeinsamen Handeln mit anderen, in Interaktionen die Bedeutung von Dingen erzeugen. Das kann für abstrakte Ideen wie „Frieden“ nachvollzogen werden, etwa dann, wenn zwischen zwei Gegnern erst Übereinstimmung gestiftet werden soll, was darunter in einem konkreten Fall verstanden werden soll. Das passiert bei der wissenschaftlichen Entdeckung neuer Phänomene, etwa, wenn Astronomen aus bestimmten Messgrößen auf die Existenz eines Sternes, eines Planetensystems oder eines schwarzen Loches usw. schließen. Das stimmt für unsere schon etwas konkreteren alltäglichen Vorstellungen etwa davon, was eine ‚beste Freundin‘ ausmacht und auf wen diese Bezeichnung unter welchen Bedingungen anzuwenden (oder aufzugeben) ist. Das gilt aber auch für ganz ‚handfeste‘ Dinge wie beispielsweise einen Stuhl oder einen Tisch, deren ‚Bedeutung‘ wir uns ja Tag für Tag wechselweise bestätigen. Dadurch reproduzieren wir sie zugleich, wir vergewissern uns gegenseitig der Gültigkeit genau dieser Bedeutung. In mehrfacher Hinsicht kann man also feststellen: „Die Bedeutung eines Dinges für eine Person ergibt sich aus der Art und Weise, in der andere Personen ihr gegenüber in bezug auf dieses Ding handeln.“ (Blumer 1981: 83)

Die Bedeutung
entsteht in
Interaktionen

In der dritten Prämisse spricht Blumer von einem interpretativen Prozess, innerhalb dessen wir die Bedeutung „handhaben“ oder auch verändern. Normalerweise funktioniert unser alltägliches Deuten weitgehend reibungslos: Ein Tisch ist ein Tisch, ein Stuhl ein Stuhl, ein Schmerz ein Schmerz, eine Rose eine Rose usw. Mead hatte darauf hingewiesen, dass die Denkprozesse im Einzelbewusstsein als eine Art „innere Interaktion“ verstanden werden können. Sie sind nur möglich, wenn und insoweit wir über die Kompetenz der Nutzung „signifikanter Symbole“ verfügen. Bedeutungen liegen nicht ‚an sich‘ in den gegenständlichen oder nicht-gegenständlichen Objekten und Prozessen in der Welt,

Bedeutungen werden
in interpretativen
Prozessen gehandhabt

sondern sie werden von uns im Kontakt und Wechselprozess, also in der Begegnung mit der Welt durch ‚Interpretation‘ zugewiesen. Das hatte ähnlich bereits das weiter oben erwähnte Handlungsmodell des Pragmatismus so beschrieben. Blumer betont, dass dieser Prozess aus „zwei Schritten“ bestehe. Der Handelnde macht sich selbst auf die für ihn bedeutsamen Dinge (beispielsweise Bestandteile einer Situation) aufmerksam und prüft dann weiter deren Bedeutung für sein Handeln. In beiden Fällen handelt es sich um einen „internalisierten sozialen Prozess“, eine ‚Interaktion des Handelnden mit sich selbst‘, die „nicht als rein automatische Anwendung bestehender Bedeutungen“, sondern als „formender“, für Veränderungen offener Prozess gedacht werden muss (Blumer 1981: 84). Von ‚symbolischer Interaktion‘ zu sprechen, bedeutet hier keinen Gegensatz zu einer ‚realen Interaktion‘ und bezeichnet auch keine besondere Form (etwa die ‚symbolische‘ Kreuz-Geste des katholischen Priesters bei der Vergebung der Sünden), sondern bezeichnet die Art und Weise, wie alle menschlichen Interaktionen vermittelt werden: über den Gebrauch signifikanter Symbole.

Die drei Prämissen des SI lauten

1. Menschen handeln gegenüber ‚Dingen‘ auf der Grundlage der Bedeutungen, die diese Dinge für sie besitzen.
2. Die Bedeutung solcher Dinge ist aus sozialen Interaktionen abgeleitet.
3. Die Bedeutung wird in einem interpretativen Prozess gehandhabt und verändert.

Ein Beispiel für den
Widerstand der
Wirklichkeit gegen
Deutungen

Die Interpretationsleistungen der menschlichen Akteure enthalten also ein starkes kreatives Moment. Nur dann sind sie im Sinne des Pragmatismus in der Lage, auf Störungen, Irritationen, Probleme, kurz: Widerständigkeiten der Wirklichkeit und Welt zu reagieren. Bedeutungszuschreibungen können nämlich an der Realität ‚scheitern‘ (Blumer 1981: 103f). Das lässt sich durch ein einfaches Beispiel erläutern: Nehmen wir an, Sie gehen durch eine Geschäftsstraße und sehen plötzlich eine maskierte Person mit einer Tasche und einer Pistole aus einer Bank herauslaufen. Vermutlich werden Sie diese Situation als Banküberfall wahrnehmen (also deuten). Kurz nach Verlassen der Bank stoppt jedoch die Person, zieht sich die Maske vom Gesicht und ruft: „War das gut so?“ Sie wenden sich um und erkennen (deuten!), dass sie in ein Filmset hineingeraten sind. Sie verändern also ihre Deutung der Situation. Kriminalgeschichten spielen damit, dass sie beständig zunächst nahe liegende Deutungen von Situationen durch die Hinzufügung von Details oder Hintergrundwissen verändern. Im Alltag verfügen wir über enorme Kompetenzen der reaktionsschnellen Umdeutung; in systematisierter Form wird das Suchen nach ‚angemessenen‘ Interpretationen beispielsweise in den Wissenschaften betrieben. Der Symbolische Interaktionismus ist also eine Theorieperspektive, die die Bedeutung der durch Symbole vermittelten menschlichen Interaktionen für den Aufbau der gesellschaftlichen Wirklichkeit hervorhebt.

3.2.2 Von der Symbolischen Interaktion zur Gesellschaft

Aufbauend auf den erläuterten Prämissen entwirft Blumer nun ein Theorie-Gerüst der „Kernvorstellungen“ des Symbolischen Interaktionismus von Gesellschaft und menschlichem Verhalten (Blumer 1981: 86ff). Menschliche Gruppen und Gesellschaften bestehen demnach nur in Handlungen; sie müssen soziologisch deswegen in einem handlungs- bzw. genauer: interaktionstheoretischen Ansatz, mit „Handlungskategorien“ analysiert werden. Der Mensch wird hier als Organismus betrachtet, der sowohl zu nicht-symbolischem (Bsp.: mit dem Hammer einen Nagel in die Wand schlagen) wie zu symbolischem Handeln (Bsp.: Flirt, Klatsch) fähig ist. Dies impliziert, dass er eine Ich-Identität bzw. ein „Selbst“ sowie die Kompetenzen zur Zeichen- und Symbolnutzung ausbildet und dass er in der Lage ist, mit sich selbst im beschriebenen Sinne zu „interagieren“ bzw. zu kommunizieren, sich also etwas anzuzeigen und darauf wiederum zu reagieren. Der Mensch ist deswegen nicht in reflexartigen Reiz-Reaktionsketten gefangen, sondern er handelt und entwirft entsprechende Handlungspläne oder -verläufe. Alles, was über längere Zeit als stabile gesellschaftliche Wirklichkeit existiert, also sowohl Deutungsstrukturen wie auch soziale Strukturen (beispielsweise Institutionen, Organisationen), entsteht aus dem permanenten Tun der Menschen und wird darin reproduziert oder transformiert. Bei den erwähnten individuellen oder kollektiven Handlungen handelt es sich überwiegend um symbolische Interaktionen, die Bestandteile von Interaktionsketten sind. Die „Objekte“ und „Welten“, die für Menschen bzw. menschliche Kollektive existieren, sind das Produkt symbolischer Interaktionen. Dies gilt auch für „eine Armee“, eine „Körperschaft“, eine „Nation“ (Blumer 1981: 96). Der Gegenstand der Soziologie, also soziale Phänomene wie Heirat, Handel, Krieg, Gottesdienst usw., lässt sich als „gemeinsames Handeln“ begreifen, das tatsächlich aus mitunter weit reichenden Verkettungen von Einzelhandlungen zusammengesetzt ist. Blumer spricht deswegen auch von „komplexen Netzwerken von Handlungen“, beispielsweise im Hinblick auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung.

Menschliche Gesellschaften bestehen aus Verkettungen von Handlungen

Menschliche Gesellschaften bestehen nur in Handlungen bzw. in komplexen Netzwerken von Handlungen; sie müssen soziologisch deswegen im Rückgriff auf „Handlungskategorien“ analysiert werden. Die über längere Zeit als stabil empfundene gesellschaftliche Wirklichkeit entsteht aus dem permanenten Tun der Menschen. Bei den erwähnten Handlungen handelt es sich überwiegend um Elemente von symbolisch vermittelten Interaktionen, die Bestandteile von Interaktionsketten sind. Die „Objekte“ und „Welten“, die für Menschen existieren, sind deswegen das Produkt symbolischer Interaktionen.

Anselm Strauss, einer der wichtigsten Schüler Blumers, hat in einem Interview erwähnt, Blumer habe wenig Hinweise zum konkreten Vorgehen gegeben: „Blumer besaß überhaupt keine Methode. Er sagte einfach: ‚Mach mit den Daten, was du willst‘.“ (Strauss, zit. in Legewie 2004, Abs. 22) Allerdings war es für Blumer unstrittig, was das Ziel der qualitativen Vorgehensweisen sein sollte, in

Der Symbolische Interaktionismus will ‚die Schleier lüften‘

denen Sozialwissenschaftler letztlich auf die Deutungskompetenzen zurückgreifen, die auch die Handelnden selbst einsetzen (vgl. Blumer 1981: 117ff):

„Die Metapher, die mir gefällt, ist die, daß man die Schleier lüftet, die das Geschehen verdunkeln oder verdecken. (...) Die Schleier werden nicht dadurch gelüftet, daß man die direkte Kenntnis, in welchem Ausmaß auch immer, durch vorgeformte Vorstellungen ersetzt. Die Schleier werden vielmehr dadurch gelüftet, daß man nahe an diesen Bereich herankommt und durch sorgfältige Forschung tief in ihn eindringt. Methodologische Schemata, die dies nicht ermutigen oder ermöglichen, verraten das Grundprinzip, die Beschaffenheit der empirischen Welt zu berücksichtigen.“ (Blumer 1981: 121)

Deswegen gehen, so Blumer mit Blick auf Talcott Parsons, Theorien des sozialen Systems (und, so ließe sich ergänzen: makrostrukturell argumentierende Kritische Theorien), aber auch Konflikttheorien (vgl. S. 271ff.) oder Theorien rationaler Wahl (vgl. S.305ff.), die spezifische Handlungsformen zum allgemeinen Modell erheben, in ihrer Analyse des Sozialen „wunderliche“ und falsche Wege. Demgegenüber liege der Weg der soziologischen Erklärung „in der Art, in der die Teilnehmer die Situationen in ihren jeweiligen Positionen definieren, interpretieren und ihnen begegnen.“ (Blumer 1981: 141).



Lektürevorschlag:

Eine amüsante Anwendung und Explikation des SI anhand eines Sketches von Lorient hat Dirk Koob verfasst: „Lorient als Symbolischer Interaktionist. Oder: Warum man selbst in der Badewanne gelegentlich soziale Ordnung aushandeln muss.“ Dieser Text ist online verfügbar unter Forum Qualitative Sozialforschung 8(1), Art. 27: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-07/07-1-27-d.htm> [Stand vom 13.05.08].

3.2.3 Anwendungsbeispiele

Unter den Anwendungen und Weiterentwicklungen des Symbolischen Interaktionismus sollen abschließend drei Beispiele vorgestellt werden. Diese beziehen sich (1) auf den Zusammenhang von abweichendem Gruppenverhalten und gesellschaftlichen Normsystemen, (2) die kollektive Herstellung von symbolischen Ordnungen und (3) die Untersuchung institutionell-organisatorisch eingebetteter Interaktionsvollzüge.

(1) Die Etikettierungstheorie des abweichenden Verhaltens

Abweichendes
Verhalten ist
Ergebnis von
Regelsetzung und
Situationsdefinition

Aus der Tradition des Symbolischen Interaktionismus sind unzählige Studien über Gruppenprozesse entstanden, die methodisch mit teilnehmender Beobachtung durchgeführt wurden. Damit ist gemeint, dass die Wissenschaftlerin oder der Wissenschaftler über einen längeren Zeitraum in einem bestimmten Untersuchungsfeld – etwa einem Stadtviertel, einem Unternehmen, einer Jugendgang

usw. – lebt, sich an den dortigen Aktivitäten beteiligt, Bekanntschaft und mitunter Freundschaft mit den Menschen schließt und so vielfältige Daten in die Untersuchung einbezieht. Zu den bekanntesten Studien dieser Tradition gehört Howard S. Beckers Arbeit über „Außenseiter“. Becker, der selbst in einer Jazzkapelle spielte, versammelt hier mehrere Untersuchungen über Jazzmusiker und Marihuana-Konsumenten und wird damit zum wesentlichen Mitbegründer des „labeling approach“ bzw. „Etikettierungsansatzes“, dem Beitrag des Symbolischen Interaktionismus zur soziologischen Analyse abweichenden Verhaltens (Becker 1981 [1963]). In dieser Perspektive werden drei Argumente miteinander verknüpft:

Labeling approach
(Etikettierungsansatz)

1. Es gibt kein abweichendes Verhalten ‚an sich‘, das also unabhängig von einem sozialen Bezugsrahmen als ‚abweichend‘ gelten könnte. Die Bestimmung eines Verhaltens als ‚abweichend‘ ist immer Ergebnis eines (kollektiven) Prozesses der Unterscheidung bzw. Definition von Normalität und Abweichung sowie der anschließenden Anwendung dieser Definition auf ein konkretes Verhalten. Becker spricht hier von „moralischen Unternehmern“ und „moralischen Kreuzzügen“. Gesellschaftliche Gruppen schaffen abweichendes Verhalten dadurch, „daß sie Regeln aufstellen, deren Verletzung abweichendes Verhalten konstituiert, und daß sie diese Regeln auf bestimmte Menschen anwenden, die sie zu Außenseitern abstempeln.“ ‚Abweichung‘ ist keine Qualität der Handlung, sondern Ergebnis einer Anwendung von Regel bzw. Situationsdefinitionen (vgl. Becker 1991: 8).
2. Abweichendes Verhalten resultiert damit auch nicht aus einer individuellen Verhaltensdisposition, sondern aus Sozialisationsprozessen in spezifischen gesellschaftlichen Teilkulturen; es wird darin sukzessive ‚erlernt‘. Becker illustriert dies am Marihuanarauchen: Man muss die richtigen Rauchtchniken erlernen, man muss die Effekte wahrnehmen, und man muss diese schließlich als angenehm empfinden: „Mit einem Wort, das Individuum *lernt*, an einer Subkultur zu partizipieren, die um das jeweilige Verhalten gruppiert ist“ (Becker 1981: 27). Das alles gilt ganz analog beispielsweise für den Genuss von Alkohol.
3. Aus dem Zusammenspiel von 1. und 2. lässt sich ein „Karrieremodell abweichenden Verhaltens“ entwickeln, das verschiedene Stufen vorsieht, über die „Abweichungen“ entstehen. Becker spricht in diesem Zusammenhang von „abweichenden Laufbahnen“. Solche Laufbahnen sind weder Einbahnstraßen noch vollständig das weitere Handeln bestimmende, gleichsam ausweglose Kanäle – auf jeder Stufe ist vielmehr auch der Ausstieg aus der Karriere möglich.

Moralischer Unternehmer

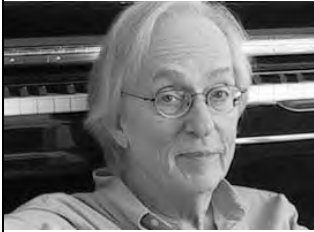
Karrieremodell
abweichenden Verhaltens

Wie lassen sich diese Überlegungen verstehen? Die erwähnten Annahmen implizieren, dass noch nicht die Verletzung einer Regel jemanden zum Außenseiter macht, sondern erst die gesellschaftliche Wahrnehmung dieser Regelverletzung. Umgekehrt kann jemand gesellschaftlich so behandelt werden, als habe er eine Regel gebrochen, ohne dass er das tatsächlich getan hat. Die Qualität der „Abweichung“ entsteht, ganz in Analogie zur Theorie Meads, in der Interaktion zwischen mehreren Handelnden. Becker untersuchte das am Beispiel des Mari-

huanakonsums. So ist es erstens kultur- bzw. gesellschaftsabhängig, ob die Einnahme dieser Droge verboten ist oder nicht. Ist die Einnahme verboten, so schließt das keineswegs aus, dass sie nicht doch tatsächlich genommen wird. Und nicht alle Fälle der Einnahme werden polizeilich bekannt. Tatsächlich folgen Polizisten bestimmten Suchstrategien, um eventuelle Verdächtige aufzuspüren. Nur ein Teil der Drogennutzer wird „erwischt“ und den verschiedenen Anklage- und Strafprozeduren unterworfen. Gleichzeitig konstituiert die Drohung der Verfolgung einen besonderen Gruppenzusammenhalt, ein besonderes Wir-Gefühl der ‚Gesetzesbrecher‘, die ihre geheimen Orte finden müssen, um ihrem Drogenkonsum zu frönen.

Die Soziologie interessiert sich für ‚moralische Unternehmer‘ und Karrieren der Abweichung

Becker spricht von „moralischen Unternehmern“, „Regelsetzern“, „Regeldurchsetzern“ und „moralischen Kreuzzügen“, um gesellschaftliche Akteure und Prozesse zu beschreiben, die darauf zielen, bestimmte Verhaltensweisen als „abweichend“ zu bestimmen und einen rechtlichen Rahmen der Sanktionen zu etablieren oder umgekehrt: einen bestehenden Rahmen abzubauen. Die Unterscheidung von Normalität und Abweichung ist also Gegenstand von gesellschaftlichen Konflikten und Auseinandersetzungen. Sie verändert sich im historischen Prozess. Für soziologische (und gesellschaftspolitisch motivierte) Analysen kann es zudem von besonderem Interesse sein, die Faktoren zu ermitteln, die zu Ausstiegen aus den erwähnten Laufbahnen beitragen bzw. die Karrieren unterbrechen oder umgekehrt: sie verfestigen. Auch wenn die Theorie des „labeling approach“ das Analyseinteresse auf die erwähnten Definitionskonflikte und Laufbahnen abweichenden Verhaltens richtet, so beansprucht sie damit nicht, alle Arten der Abweichung zu erfassen bzw. alle Aspekte des abweichenden Verhaltens in den Blick nehmen zu können. Ein ‚Mord im Affekt‘ etwa lässt sich so gewiss nicht soziologisch analysieren. In einem entschiedenen Nachwort hat Becker deswegen auch so manche verzerrte oder übertrieben „romantische“ Rezeption des Ansatzes kritisiert: „Es wäre lächerlich, zu behaupten, daß Räuber andere Leute einfach deswegen überfallen, weil sie irgend jemand als Räuber bezeichnet hat, oder daß alles, was ein Homosexueller tut, aus der Tatsache resultiert, daß jemand ihn homosexuell genannt hat.“ (Becker 1981: 161) Worauf aber das Interesse in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus gelenkt wird, das sind die komplexen Handlungs- bzw. Interaktionsverflechtungen, durch die soziale Phänomene der Abweichung konstituiert werden. Untersucht werden nicht nur die Angeklagten, sondern der gesamte interaktive Komplex der Situationsdefinitionen, Regelsetzungen und -durchsetzungen (Becker 1981: 186f). Becker forderte in einer berühmten Rede auf dem US-amerikanischen Soziologietag 1966 entschieden, die Soziologie solle die Perspektiven der gesellschaftlichen Außenseiter, der Benachteiligten untersuchen, nur daraus ließe sich etwas lernen – die Perspektive der ‚Herrschenden‘ sei ohnehin bekannt.

Howard S. Becker (geb. 1928)

Howard S. Becker wurde in Chicago geboren. Er studierte dort an der Universität vor allem bei Everett Hughes und Herbert Blumer und war mit Erving Goffman befreundet. Weitere wichtige Einflüsse auf sein Werk kamen von Georg Simmel und Robert Park (Plummer 2003: 23). Gleichzeitig arbeitete er als professioneller Pianist in einer Jazzkapelle, die in der Barszene

Chicagos auftrat. In seiner Ph.D.-Thesis (1951) beschäftigte er sich mit Schul-
lehrern. Nach seiner Zeit in Chicago lehrte er an verschiedenen Universitäten,
zuletzt von 1965-1991 als Professor für Soziologie an der Northwestern Uni-
versity. Beckers Studien beschäftigen sich mit Interaktionsprozessen und
Karriereverläufen in Bildungsinstitutionen, abweichendem Verhalten oder den
sozialen Arenen und „Welten der Kunst“. Außerdem verfasste er mehrere
Bücher mit Tipps, wie Studierende Schreibschwierigkeiten überwinden oder
Forschungsarbeiten verfassen können. Sein Buch ‚Tricks of the Trade‘ enthält
Vorschläge zur Konkretisierung der methodischen Vorgehensweisen des
Symbolischen Interaktionismus. Zeitweilig war er Vorsitzender der ‚Society
for the study of social problems‘.

Lektürevorschlag:

Becker, Howard (1981): Außenseiter. Frankfurt/Main: Fischer, S. 36-52.

Vertiefung:

Plummer, Ken (2003): Continuity and Change in Howard S. Becker's work. An Interview
with Howard S. Becker. In: Sociological Perspectives Vol. 46, Nr. 1, S. 21-39.

Webseite: home.earthlink.net/~hsbecker (Stand: 13.05.08)

(2) Symbolische Kreuzzüge und die Kultur öffentlicher Probleme

Beckers „labeling approach“ stellt ein besonders berühmtes Beispiel für eine all-
gemeine Perspektive innerhalb des Symbolischen Interaktionismus dar, die sich
nicht auf Interaktionsprozesse und Bedeutungskonstitutionen in gesellschaftlichen
Mikrosituationen beschränkt, sondern darüber hinausgehend kollektive Verhal-
tensweisen, öffentliche Debatten und Konflikte um Situationsdefinitionen analy-
siert. Schon Blumer selbst hatte – das wird oft übersehen – den Symbolischen
Interaktionismus in Studien über das neue Medium Film, über Machtkonflikte
zwischen gesellschaftlichen Interessensgruppen sowie Rassenbeziehungen in den
USA auf die Ebene des kollektiven Handelns bezogen (vgl. Lyman/Vidich
2000).¹² Soziale Probleme sind Ergebnisse von kollektiven Definitionskämpfen,

Symbolische Kreuz-
züge und die Kultur
öffentlicher Probleme

¹² Eine Sammlung entsprechender Aufsätze ist zu finden in Blumer (2000); vgl. auch Shibutani (1970),
Maines (2001: 55ff).

die in öffentlichen Diskursen oder ‚Diskursarenen‘ konstituiert und ausgetragen werden (vgl. Keller 2005). Exemplarisch lässt sich dies an einer klassischen Studie von Joseph Gusfield zur „Kultur öffentlicher Probleme“ illustrieren, in der die US-amerikanische öffentliche Diskussion über ‚Alkohol am Steuer‘ analysiert wird. Alkohol ist das Thema vieler Studien Gusfields. Seine 1955 angenommene Dissertation erschien 1963 unter dem Titel „Symbolic Crusade: Status Politics and the American Temperance Movement“ (Gusfield 1986). Er untersuchte darin „symbolische Kreuzzüge“, d.h. die Rolle, Ziele und Strategien sozialer Bewegungen und moralischer Reformer aus dem historischen Kontext der Prohibitionszeit beim „making of meaning“ und der Definition von Abweichungen auf dem weiten Feld des Alkoholkonsums. Dabei zeigt er, wie die „symbolischen Kreuzzüge“ der Prohibitionsbewegung zu Gesetzen führen, die sich dazu eignen, die ländlich-protestantischen Anhänger des Alkoholverbots von den trinkenden Immigranten aus Irland und Deutschland zu unterscheiden und in die jeweiligen Lebensführungen sowie Arbeitsbedingungen zu intervenieren.¹³

Warum ist ‚Alkohol
am Steuer‘ ein
Problem?

In der Untersuchung zur ‚Trunkenheit am Steuer‘ geht es darum, wie ein soziales Phänomen – Autofahren unter Alkoholeinfluss – zum öffentlichen Problem gemacht wird und dabei eine spezifische Deutung erfährt, an die bestimmte institutionelle und materiale Konsequenzen anschließen. Gusfield betont darin das Zusammenspiel von Prozessen der Wissenskonstruktion mit der institutionellen Strukturierung der betreffenden Handlungsfelder. Er beschäftigt sich hier mit verschiedensten Aspekten der Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit dieses Problems. Neben den mit der Faktenherstellung befassten Wissenschaften (einschließlich der Unfallstatistiken, Blutproben, Testverfahren und Rhetorik wissenschaftlicher Berichte) zählen dazu die zugrunde liegende Theorie des Autofahrers als Unfallverursacher, die soziale Organisation der Datengrundlage einschließlich der involvierten Akteure (z.B. der Nationale Sicherheitsrat), die Dramatisierung des Phänomens in der öffentlichen Arena und die Behandlung im Recht. Der gesamte Prozess wird als öffentliches Ritual der Schaffung einer kollektiven moralischen Ordnung interpretiert. Zunächst sei, so Gusfield, von der Konkurrenz von Problemdefinitionen und Problemlösungen auszugehen. Eine erste Frage der soziologischen Analyse bezieht sich auf die Definition von Akteuren bzw. Institutionen, die für die Problembearbeitung zuständig sind – eine Zuschreibung, die bereits in die jeweilige Problemdefinition mit eingebaut ist. Das Problem der Zuständigkeit und Verantwortung besitzt einerseits eine „kulturelle Dimension“. Damit sind Fragen der Wahrnehmung und Bedeutung anvisiert, also beispielsweise Vorstellungen darüber, ob der Konnex von Alkoholgenuß und Autofahren als Entscheidungsprozess einer zurechnungsfähigen Person betrachtet wird oder als Ergebnis eines medizinischen Sachverhaltes, einer Krankheit, die keine Entscheidung zulässt (Alkoholismus). Andererseits muss auch die strukturelle Ebene dieses Phänomenbereichs einbezogen werden: Die Fixie-

¹³ Neben der Einbettung in den Symbolischen Interaktionismus schließt Gusfield an Berger/Luckmann (1980; s. u. Kap. 4) und Kenneth Burke an. Burke (1969 [1945]) hatte in seinem Werk wichtige Elemente einer Theorie des menschlichen Symbolgebrauchs im Handeln und in der Sprachverwendung entwickelt und die Bedeutung umfassender symbolischer Ordnungen für die konkreten Situationsdefinitionen der Individuen betont.

rung von Zuständigkeiten erhebt gleichzeitig unterschiedliche Institutionen und Personen – beispielsweise die Kirchen, das Recht, die Polizei, die Medizin usw. – in den Rang involvierter Akteure. Dies kann sich je nach der kognitiven Konstruktion des Problems sehr stark unterscheiden: Betrachtet man Alkoholprobleme als Krankheit, gewinnt die Medizin einen stärkeren Einfluss, wohingegen das Recht mit seinen Handlungsmöglichkeiten eher eingeschränkt wird. Die institutionelle und strukturelle Dominanz einer spezifischen Problemsicht kanalisiert die verfügbaren Lösungen und schließt Alternativen schon als Denk-Möglichkeiten aus. Dann bleiben nur die Umerziehung der Autofahrer und das Verbot als alternativlos erscheinende Position: „What we cannot imagine, we cannot desire. ... The absence of alternative modes of transportation is logically as much a cause of drinking-driving as is the use of alcohol.” (Gusfield 1981: 11)

Öffentliche und ‚soziale‘ Probleme werden, das zeigt Gusfields Studie sehr deutlich, in der Öffentlichkeit – der „public arena“ – in soziohistorisch spezifischer Weise begrifflich und institutionell geordnet, strukturiert. Dabei sind die Legitimitätszuschreibungen, Einfluss- und Definitionschancen sozialer Akteure sehr unterschiedlich verteilt und im zeitlichen Verlauf Verschiebungen unterworfen. Dies gilt auch für das, was als „Struktur“ eines Problem- und Handlungszusammenhangs in Erscheinung tritt. Gesellschaftliche, institutionelle und organisatorische Strukturen sind, so Gusfield, nichts anderes als in der Zeit zu Ordnungsmustern eingefrorene Prozesse. Solche Strukturen können von gesellschaftlichen Gruppen „angegriffen“, bekämpft, verändert oder zerstört und ersetzt werden. Auch für den Symbolischen Interaktionismus ist ein solcher Strukturbegriff als Analysewerkzeug notwendig, denn – und dieses Argument richtet sich beispielsweise gegen die Ethnomethodologie (s.u. Kapitel 5) – nicht alle sozialen Phänomene und Faktoren sind lediglich situativ bzw. in der untersuchten Situation enthalten. Vielmehr sind Situationen, Ideen oder auch Ereignisse immer in einen umfassenderen, sich verändernden Kontext gesetzt, der bei ihrer Analyse berücksichtigt werden muss (Gusfield 1981: 5ff).

Strukturen sind
‚kristallisierte
Ordnungsprozesse‘

Joseph R. Gusfield (geb. 1923)

Gusfield, der aus einer jüdischen Familie stammt und im zweiten Weltkrieg als Soldat in Frankreich und Deutschland eingesetzt war, studierte nach Kriegsende in Chicago zunächst Recht, dann Soziologie, u.a. bei Herbert Blumer und Everett Hughes sowie in engem Kontakt mit Anselm Strauss und Erving Goffman (mit dem er befreundet war). Sehr früh schon wird er auch durch die Arbeiten von Karl Marx, dann durch John Deweys Pragmatismus, die Arbeiten von Mead und Thorstein Veblen sowie durch Kenneth Burke beeinflusst; er engagiert sich in kommunistischen Gruppen. Seine Doktorarbeit über die *Women's Christian Temperance Union* schreibt er bei Herbert Blumer, obwohl er, wie er im Interview mit Cefai/Trom (2001) betont, „weder Frau noch Christ gewesen sei und zudem gerne trinke“. In seinen Arbeiten, die um die Fragen der sozialen Konstruktion öffentlicher oder sozialer Probleme durch kollektives Handeln kreisen, verbindet Gusfield ethnographisch inspirierte Feldforschungen mit historischen Analysen. Er wird damit zu einem der wichtigsten Referenzautoren der Forschungen über soziale Bewegungen und soziale Probleme.

*Lektürevorschlag:*

Gusfield, Joseph R. (1981): *The Culture of Public Problems: Drinking-Driving and the Symbolic Order*. Chicago: University of Chicago Press, S. 1-26.

Vertiefung:

Cefai, Daniel/Trom, Danny (2001): Interview mit Joseph Gusfield: Action collective et problèmes publics. Online verfügbar unter: www.commonweb.unifr.ch/SocioMedia/Pub/cefai_txt/EntretienGusfieldprbpublics.pdf [Stand vom 20.02.2007] sowie Gusfield (1981).

(3) „Soziale Welten“ als ausgehandelte Ordnungen und Handlungsverkettungen

Anselm Strauss entwickelt die Theorie und Methodologie des SI weiter

Zu den bis heute einflussreichsten Vertretern des Symbolischen Interaktionismus zählt Anselm Strauss. Strauss hatte zunächst in den 1950er Jahren im Anschluss an Cooley, Mead, Simmel u.a. eine nach wie vor aktuelle Theorie der Identität ausgearbeitet (Strauss 1968 [1959]; vgl. dazu Helle 2001: 123). Sein späteres Werk lässt sich in drei Schwerpunkte gliedern: (1) die Weiterentwicklung des SI durch die Konzepte der „ausgehandelten Ordnungen“ und der kontinuierlichen „Permutationen des Handelns“ sowie die Perspektive der „sozialen Welten“; (2) die einflussreiche Fundierung der Methodologie qualitativer Sozialforschung in Gestalt der „grounded theory“ (mit Barney Glaser); und (3) empirische Studien zu Interaktionsprozessen in organisatorischen Kontexten des Gesundheitswesens. Strauss war seit den 1960er Jahren um die theoretische und methodologische Weiterentwicklung des Symbolischen Interaktionismus bemüht. Dazu schlägt er beispielsweise den Begriff des „negotiated order approach“ vor (Strauss 1979;

vgl. zum Überblick Maines/Charlton 1985). Er verbindet damit die Betonung von Interaktionsprozessen und das Insistieren auf der Bedeutung von strukturellen Merkmalen von Organisationen bzw. „sozialen Welten“ oder „Arenen“ (Strauss 1991). Organisationen werden als permanente Aushandlungsnetzwerke begriffen, die im Handeln und seinen „Permutationen“ (Strauss 1993) konstituiert und reproduziert bzw. transformiert werden. Strauss analysiert über den Bereich der Organisationen hinaus alle möglichen Formen oder Typen sozialer Ordnung als durch Aushandlungsprozesse konstituiert, die in strukturelle Kontexte eingebunden und durch diese mitbedingt sind, wobei Letztere ihrerseits Ergebnisse von (historischen) Aushandlungen darstellen. In einem Interview fasste er sein Anliegen so zusammen:

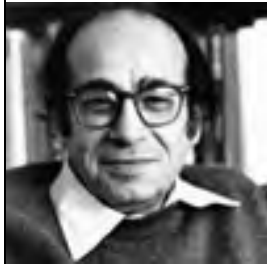
„Mir geht es um den engen Zusammenhang oder besser die Identität von Aktion und Interaktion, ich entwickle eine dementsprechend interaktionistische Handlungstheorie. Am Anfang steht das Handlungsschema der Pragmatisten. (...) Im Mittelpunkt meiner Handlungstheorie stehen Akteure – Individuen, Organisationen, soziale Welten –, die eine wie auch immer geartete soziale Ordnung oder Struktur miteinander aushandeln, aufrechterhalten oder auch verändern. Soziale Welten sind Gruppierungen von Menschen, die durch gemeinsame Ziele und Sichtweisen verbunden sind, ohne dass es scharfe Grenzen der Mitgliedschaft gäbe, wie sie für Organisationen typisch sind. Gesellschaftliche Kontroversen oder Konflikte werden in unterschiedlichen Arenen ausgehandelt, sei es innerhalb einer sozialen Welt oder zwischen verschiedenen Welten. Wir haben solche Aushandlungsprozesse in letzter Zeit z.B. in der AIDS-Arena untersucht, einer Arena, die sich in rasanter Entwicklung befindet und in der das Wechselspiel von Organisationen und sozialen Welten besonders gut zu studieren ist.“ (Strauss, zit. nach Legewie 2004, Abs. 72-73)

Die „grounded theory“, d.h. die aus der Gegenstandsanalyse erfolgende Theoriebildung, stellt innerhalb des SI die am weitesten entwickelte Grundlegung eines methodischen Vorgehens bei der Analyse empirischer Daten dar. Sie enthält eine Vielzahl hilfreicher Empfehlungen zur Gewinnung theoretischer Erkenntnisse aus empirischer Forschung. Illustriert wird der Ertrag einer solchen Vorgehensweise in verschiedenen empirischen Studien, beispielsweise in einer von Strauss gemeinsam mit Barney Glaser verfassten Untersuchung über Sterbeprozesse in Krankenhäusern (Glaser/Strauss 1995 [1965]). Zentrales Ergebnis dieser Studie ist das Konzept des „Bewusstseitskontextes“ („context of awareness“), das auch auf andere Handlungskontexte übertragen werden kann. Glaser und Strauss fanden heraus, dass die Interaktionen zwischen den verschiedenen Personengruppen in einer Klinik (medizinisches und pflegerisches Personal, Patienten, Angehörige) wesentlich davon abhingen, welches „öffentliche“ Wissen über die Situation des jeweiligen Patienten (beispielsweise über die Unheilbarkeit seiner Krankheit und den bevorstehenden Tod) vorhanden war und wie dieses Wissen allseits „gemanagt“ wurde. Glaser/Strauss unterscheiden so die Wahrnehmungskontexte der „geschlossenen Bewußtheit“, des „Argwohns“, das „rituelle Spiel wechselseitiger Täuschung“, die „Doppeldeutigkeit des Wissens“ oder die „direkte Aufklärung“ (Glaser/Strauss 1995). Das konkrete Interagieren der einzelnen Akteure ist am gemeinsam erzeugten Bewusstseitskontext orientiert. Dabei sind spezifische Wechsel möglich, etwa von der geschlossenen zur offenen Bewusstheit.

Die „grounded theory“ entwickelt systematische Vorschläge zur qualitativen empirischen Sozialforschung

Dadurch verändert sich dann das wechselseitige Handeln. Neuere Entwicklungen der „grounded theory“ versuchen in stärkerem Maße umfassende Situationskontexte in die Analyse einzubeziehen (z.B. Clarke 2005).

Anselm Strauss (1916-1996)



Strauss wurde in New York als Enkel jüdischer Einwanderer aus Deutschland geboren. Er studierte von 1935-1944 an den Universitäten von Virginia und Chicago und war Schüler von Herbert Blumer. Die Einflüsse von Everett Hughes bewegten ihn zur Untersuchung von Organisationen. 1945 promovierte er in Chicago und lehrte dort dann als ‚assistant professor‘ von 1952-1958. 1958-1960 war er Leiter einer sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle im Bereich der Psychosomatik und Psychiatrie am Michael Reese Hospital in Chicago; ab 1960 Professor an der School of Nursing der University of California (San Francisco) und Gründer des dortigen sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Departments. Bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1987 verfasste er zahlreiche empirische Studien, u.a. über Schmerzbewältigung, den Einsatz neuer Technologien im Krankenhaus und die damit einhergehende Veränderung der Arbeit am Patienten, chronische Krankheiten, Gefühlsarbeit sowie den Umgang mit Sterbenden.



Lektürevorschlag:

Legewie, H. (2004): Interview mit Anselm Strauss (mit vielen Hinweisen zur Biographie, zum soziologischen Hintergrund und zu zentralen Konzepten).

Vertiefung:

Strauss, Anselm (1993): *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine de Gruyter.

Strauss, Anselm/Juliet Corbin (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung* [1990].

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1995): *Betreuung von Sterbenden. Eine Orientierung für Ärzte, Pflegepersonal, Seelsorger und Angehörige*. 2. überarb. Auflage Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht [1965].

Strübing, Jörg (2007): *Anselm Strauss*. Konstanz: UVK.

Webseite: www.ucsf.edu/anselm-strauss/

3.3 Bilanz und Aktualität des Symbolischen Interaktionismus

Von der Gegenbewegung zum allgemeinen Paradigma

In seiner Bilanz über den „traurigen Untergang, das Verschwinden und den glorreichen Triumph des Symbolischen Interaktionismus“ formuliert Gary Alan Fine (1993; vgl. auch Fine 1991) eine Einschätzung, die vielleicht auch für den deutschsprachigen Raum gilt. So markiere der Tod Herbert Blumers im Jahre 1986 mit dem Verschwinden der Symbolfigur zugleich das Ende einer identifizierbaren expliziten Theorieposition des SI. Demgegenüber sei die nachfolgende

und also aktuelle Phase dadurch gekennzeichnet, dass Symbolische Interaktionisten Bezüge zu den unterschiedlichsten anderen theoretischen Paradigmen (etwa des Poststrukturalismus, vgl. S. 392ff.) gesucht hätten. Und mehr noch: Der erst auf den zweiten Blick erkennbare „glorreiche Triumph“ des SI bestehe darin, dass viele neuere Theorietraditionen – etwa der Neo-Institutionalismus von John Meyer (vgl. dazu Hasse/Krücken 1999) oder der bereits erwähnte Poststrukturalismus – seine Grundannahmen übernommen und soweit integriert hätten, dass deren Herkunft gar nicht mehr wahrgenommen werde. Der SI existiere also nicht länger als unterscheidbare ‚Gegenbewegung‘, sondern habe dem pragmatistischen Ansatz eine breite und allgemeine Grundlagen-Bedeutung beschert (Fine 1993: 81). Dennoch gibt es nach wie vor zahlreiche Studien, die unmittelbar an den SI anschließen. Sie bearbeiten ein umfangreiches Feld von Gegenständen, angefangen bei Studien zu Prozessen der Identitätsbildung und -darstellung, zu Gefühlen und Gefühlsarbeit, zur gesellschaftlichen Konstruktion abweichenden Verhaltens und sozialer Probleme, zur Soziologie der Kunst, zur Analyse von Organisationen und kollektivem Handeln, zu Fragestellungen der feministischen und kritischen Soziologietraditionen, zur Diskursforschung bis hin zu Anleihen an Poststrukturalismus und Cultural Studies (Sandstrom/Martin/Fine 2001; Denzin 1992; Keller 2005; Clarke 2005). Gerade der häufig gegen diese Theorietradition erhobene Vorwurf der ‚Mikro-Orientierung‘, über dessen Berechtigung man schon immer streiten konnte, lässt sich so keinesfalls aufrechterhalten. Zeitschriften wie „Symbolic Interaction“ oder die „Society for the Study of Symbolic Interaction“ sowie neuere umfangreiche Textbücher zur Geschichte und Aktualität des Symbolischen Interaktionismus (Plummer 1991a,b oder das 1200 Seiten dicke „Handbook of Symbolic Interactionism“ von Reynolds/Herman-Kinney 2003) sowie spezifische Theorie-Einführungen (beispielsweise Charon 2006; Sandstrom/Martin/Fine 2006), die bislang hierzulande kaum rezipiert werden, sprechen für die Lebendigkeit dieses Paradigmas (vgl. auch Joas/Knöbl 2005; Maine 2001). Am deutlichsten wird dies vielleicht in der starken Resonanz, die das Werk von Anselm Strauss in den letzten Jahren erfahren hat.

Poststrukturalismus

Mikrostrukturelle Ansätze

Übungsaufgaben:



- Wie denkt Mead den Übergang von der Geste zum signifikanten Symbol?
- Überlegen Sie Beispiele für reflexartige menschliche Gesten und diskutieren Sie, inwiefern sie in einen übergreifenden Interaktionszusammenhang eingebunden sind!
- Warum spricht Mead vom „Selbst“ als einer „gesellschaftlichen Struktur“?
- Was sind die Grundzusammenhänge der Sozialisation nach Mead? Geben Sie Beispiele!
- Während der Fußballweltmeisterschaft 2006 hat der französische Nationalspieler Zinedine Zidane einem Spieler der gegnerischen Mannschaft, der ihn wohl beleidigt hatte, einen Kopfstoß verpasst, der zum eigenen Platzverweis und vielleicht sogar zur Niederlage der eigenen Mannschaft führte. Ist das

ein Beispiel für eine Reaktion des ‚I‘ oder des ‚Me‘ von Zidane? Begründen Sie Ihre Einschätzung!

- Erläutern Sie die Grundprämissen des SI an Beispielen! Stellen Sie dabei Bezüge zu den Überlegungen von Mead her!
- Wie konzipiert der SI das Verhältnis von Interaktionen und größeren sozialen Gebilden?
- Diskutieren Sie vergleichend die Bedeutung von Zeichen bzw. Symbolen im Strukturalismus und im SI (vgl. dazu das Kapitel ‚Strukturalismus‘ im vorliegenden Band)!
- Für welche Fälle abweichenden Verhaltens eignet sich die Perspektive des SI? Welche Fragen stellt sie an solche Fälle? Finden Sie Beispiele, wo sich der SI nicht eignet und begründen Sie ihre Einschätzung!
- Erläutern Sie die Entstehung sozialer Probleme aus der Perspektive des SI an einem selbst gewählten Beispiel!
- Inwiefern lassen sich Organisationen als ‚permanente Aushandlungen‘ begreifen? Diskutieren Sie Ihre Überlegungen an einem konkreten Beispiel!

4 Die sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie

Eine europäische
Denktradition im
Exil: die sozialkon-
struktivistische
Wissenssoziologie

Phänomenologie

Etwa zur gleichen Zeit, als sich die von der Chicago School kommende Generation der ‚jungen Rebellen‘ aufmachte, eine symbolisch-interaktionistische Soziologie des Konkreten zu entwickeln, arbeitete in den USA an der New School for Social Research der österreichische Sozialphänomenologe Alfred Schütz an seiner Grundlegung der Soziologie. Schütz, der aus Wien kam, hatte dort zunächst begonnen, die theoretischen Grundlagen der sinnverstehenden Soziologie Max Webers (vgl. Bd.1, S. 165ff.) im Rekurs auf die philosophischen Phänomenologien von Edmund Husserl und Henri Bergson genauer auszuarbeiten. Wegen der Bedrohung durch die nationalsozialistische Judenverfolgung war er zur Auswanderung gezwungen. In den USA kam er u.a. in Kontakt mit der Philosophie des Pragmatismus und der Parsonsen Handlungstheorie. Zunächst versuchte er, mit Parsons in eine Diskussion über soziologische Handlungsbegriffe einzutreten, doch dieses Unterfangen scheiterte an der großen Diskrepanz der beiden Ansätze. Zunehmend beschäftigte sich Schütz mit dem Verhältnis zwischen der Konstitution der Welterfahrung im individuellen Bewusstsein einerseits und den sozialen Bedingungen dieses Konstitutionsprozesses in Form gesellschaftlich erzeugter und individuell angeeigneter bzw. verfügbarer Wissens- und Zeichen-vorräte andererseits. In gewissem Sinne handelt es sich um eine Ausarbeitung der Seite der Bewusstseinsprozesse, die bei Mead zugunsten der Theorie der interaktiven Erzeugung signifikanter Symbole in den Hintergrund getreten war.¹⁴ Im Anschluss an Schütz und im Rekurs auf verschiedene europäische sozialwissenschaftliche Traditionen, die mit den Namen von Karl Marx, Émile Durkheim,

¹⁴ Es gibt einen soziologischen Streit darüber, ob sich die Positionen von Mead und Schütz ergänzen oder widersprechen. Hier wird Ersteres vertreten. Vgl. z.B. das Interview von Jo Reichertz (2004) mit Hans-Georg Soeffner.

Max Weber und Karl Mannheim (1893-1947) verbunden sind, aber auch unter Bezugnahme auf die Sozialisationstheorie von Mead haben dann zwei Schüler von Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann eine „Theorie der Wissenssoziologie“ entwickelt und Mitte der 1960er Jahre unter dem Titel „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ veröffentlicht. Obwohl diese Theorie zahlreiche Parallelen zum SI aufweist, unterscheidet sie sich davon doch in zweierlei Weise: Zum einen spricht sie statt von ‚signifikanten Symbolen‘ von in historisch konkreten Gesellschaften erzeugtem *gesellschaftlichem Wissen* bzw. *kollektiven Wissensvorräten*. Zum zweiten entwirft sie Gesellschaft als Doppelpunktprozess der permanenten sozialen Institutionalisierung und individuellen Aneignung von solchen Wissensvorräten. Die daraus hervorgegangene wissenssoziologische Tradition prägte in den angelsächsischen Ländern die Debatten des „Sozialkonstruktivismus“. Im deutschsprachigen Raum haben Thomas Luckmann, Hans-Georg Soeffner (geb. 1939) u.a. die entsprechenden Überlegungen weitergeführt. Von ihren Schülern wurde sie zum theoretischen Programm einer „Hermeneutischen Wissenssoziologie“ ausgearbeitet. Nachfolgend werden zunächst die Ausgangsannahmen von Schütz vorgestellt. Im Anschluss daran wird die Theorie der Wissenssoziologie von Berger/Luckmann erläutert. Abschließend wird eine kurze Einschätzung zum Ertrag und zu aktuellen Entwicklungen dieser Theorieposition formuliert.

Institutionalisierung

Sozialkonstruktivismus

4.1 Sozialphänomenologische Grundlegungen

Alfred Schütz (1899-1959)

Alfred Schütz wurde 1899 in Wien geboren. Er studierte Jura, Ökonomie und Philosophie. Nach seiner juristischen Promotion arbeitete er zunächst als Finanzjurist und Bankkaufmann bei verschiedenen Wiener Bankhäusern. Gleichzeitig interessierte er sich für die Grundlegung des Weberschen Programms einer sinnverstehenden Soziologie. Seine Bearbeitung dieser Fragen greift, nach einer längeren Beschäftigung mit Henri Bergson (1859-1941), vor allem auf die Philosophie von Edmund Husserl (1859-1938) zurück, den er ab 1932 öfters in Freiburg besuchte; Schütz bewegt sich so an der Grenze zwischen Philosophie und Soziologie. Sein Buch über die Grundlagen der verstehenden Soziologie („Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“) erscheint 1932. Da Schütz aus einer jüdischen Familie stammte, musste er vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Machtergreifung und Judenverfolgung Wien verlassen. Nach einem sechzehnmonatigen Zwischenaufenthalt in Paris lebte er mit seiner Familie ab 1939 in den USA. Dort arbeitete er zunächst weiterhin als Wirtschaftsjurist bei einer Bank; seit 1943 lehrte er als Gastdozent an der „New School for Social Research“ in New York; 1952 erhielt er dort eine Professur für Soziologie und Sozialpsychologie. Weitere Buchvorhaben blieben unvollendet. Sein Werk ist deswegen in erster Linie in Aufsätzen zugänglich. Aus Manuskripten hat Thomas Luckmann die zwei Bände der „Strukturen der Lebenswelt“ ausgearbeitet, die eine systematische Zusammenstellung vieler Grundannahmen enthalten.



Lektürevorschlag:

Schütz, Alfred (1981): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1934], S. 11-28.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 25-44.

Vertiefung:

Endreß, Martin (2006): Alfred Schütz. Konstanz: uvk (kurze Einführung zu Leben und Werk).

Eberle, Thomas S. (1999): Die methodologische Grundlegung der interpretativen Sozialforschung durch die phänomenologische Lebensweltanalyse von Alfred Schütz. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 24. Jg., Nr. 4, S. 65-90 [kurze systematische Darstellung der Bedeutung von Schütz für das Interpretative Paradigma].

Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1 u. 2. Den Haag (enthält die wichtigsten Aufsätze).

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979/1984): Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt/Main: Suhrkamp (enthält eine Gesamtdarstellung der Schützschen Position).

Webseite: Alfred Schütz Archiv: www.waseda.jp/Schutz/AlfredEng.htm (Stand v. 31.01.07).

Weber formuliert die Grundposition der Verstehenden Soziologie

Soziales Handeln

Subjektiver Sinn

Idealtypus

Typen des Handelns

Schütz beschäftigt sich zunächst mit der Grundlegung der Verstehenden Soziologie durch Max Weber. Weber hatte Soziologie definiert als eine Wissenschaft, die „soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“. Als soziales Handeln galt ihm alles Handeln, „welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (Weber 1972: 1 [1922]; vgl. dazu Bd. 1, S. 165f.) Diesen „gemeinten“ oder auch „subjektiven“ Sinn, den Handelnde mit ihrem Tun verbinden, muss die Soziologie verstehen. Eine solche Forderung ähnelt dem weiter oben vorgestellten Konzept der „Definition der Situation“ von William I. Thomas, denn der mit einem Handeln verbundene Sinn ist in eine entsprechende Wahrnehmung der Handlungssituation eingebunden. Den Sinn des Handelns könne man, so Weber, soziologisch im Rückgriff auf „Idealtypen“ verstehen, beispielsweise im Rekurs auf die von ihm unterschiedenen Typen des zweckrationalen, des wertrationalen, des affektuellen und des traditionellen Handelns. Der „gemeinte“ oder „subjektive“ Sinn ist also ein ‚typischer‘ Sinn (vgl. Bd. 1, S. 167ff). Es geht nicht darum, tatsächlich jede einzelne Handlung auf die damit verbundenen, gleichsam als einzigartig gedachten „subjektiven Motive“ des Handelnden zu befragen. Dies lässt sich leicht an einem Beispiel verständlich machen: Wenn die Soziologie untersuchen will, welchen Sinn Studierende mit dem Besuch einer Vorlesung verbinden, dann muss sie nicht jede einzelne Person befragen, sondern sie kann ‚typische Motivlagen‘ annehmen, die dem subjektiven Sinn des Vorlesungsbesuchs jeweils zugrunde liegen. Deren Zahl ist ziemlich begrenzt (beispielsweise das Bestehen einer Abschlussklausur, der Wissenserwerb, der Kontakt zu Mitstudierenden), auch wenn es im Einzelfall Abweichungen davon geben mag (‚neben dem netten Mädchen/Jungen mit den roten Haaren sitzen, um sie/ihn kennenzulernen‘). In seiner Studie zur „Protestantischen Ethik“ untersuchte Weber ebenfalls idealtypische Sinnbezüge des Handelns, um von dort auf gesellschaftliche Folgen dieser Handlungsweisen zu schließen (vgl. Band 1, S. 175ff).

Weber sprach zwar von „verstehender“ Soziologie. Aber die Frage, ob und wie ein solches „Verstehen“ überhaupt möglich ist, wurde von ihm nicht weiter behandelt. Sie schien ihm vielmehr über das „Werkzeug“ der Konstruktion von Idealtypen und im Weiteren durch das Interpretationsvermögen des Wissenschaftlers als gelöst und deswegen unproblematisch. Doch Schütz will es genauer wissen: Wie ist es überhaupt im Alltag möglich, den Sinn, den andere mit ihrem Handeln verbinden, zu verstehen? Und wie kann das „Verstehen“ gleichzeitig zu einer wissenschaftlichen Methode werden? Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Fragen liegt für Schütz in der Erklärung der Art und Weise, wie im Einzelbewusstsein so etwas wie ‚Sinn‘ aufgebaut (*konstituiert*) wird und wie schon der Alltagsmensch von da aus darauf schließen kann, dass es neben ihm andere menschliche Wesen gibt, die in vergleichbarer Weise ‚Sinn‘ verwenden. Die Möglichkeit, diesen ‚fehlenden Baustein‘ der verstehenden Soziologie zu entwickeln, sah Schütz im Anschluss an philosophische Argumentationen, die Anfang des 20. Jahrhunderts von dem „Lebensphilosophen“ Henri Bergson (1859-1941) und insbesondere von dem „Phänomenologen“ Edmund Husserl (1859-1938) entwickelt wurden. Während Schütz sich auf Bergson bezog, um die zeitliche Struktur von Bewusstseinsprozessen genauer zu analysieren, gewann die Phänomenologie Husserls eine darüber hinausgehende allgemeine Grundlagenbedeutung für sein Werk. Die Phänomenologie war innerhalb der Philosophie angetreten, um – ganz ähnlich wie der weiter oben erwähnte Pragmatismus – einen Ausweg aus der ‚Sackgasse des Cartesianismus‘ zu entwickeln. René Descartes (1596-1650) hatte den Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Welterkenntnis in der Annahme eines einsamen Ichs ausgemacht, das an allem zweifeln könne, nur nicht an seiner eigenen Denktätigkeit und Existenz („Ich denke, also bin ich.“), und das von diesem festen ‚Halt‘ aus der objektiven, materialen Welt gegenübertrete, um diese zu erkennen. Den Pragmatisten schien diese Vorstellung zu realitätsfern. Sie setzten an die Stelle des weltenthobenen Zweifels den praktischen, d.h. in konkreten Situationen und Handlungsproblemen verwurzelten Zweifel als Ausgangspunkt der Denk- und Erkenntnisprozesse (vgl. weiter oben Kap. 2.1). Die Phänomenologen schlugen eine andere Lösung des Descartischen Problems vor und gingen von der Intentionalität oder Gerichtetheit des Bewusstseins aus: Menschliches Bewusstsein ist immer ‚Bewusstsein von etwas‘; d.h. die Beziehung zwischen dem Denken und der Welt ist immer schon in die Bewusstseinstätigkeit eingebunden. Die Welt liegt also nicht völlig außerhalb des Denkens. Was die Phänomenologie dann bezweckte, war die Reflexion und präzise Bestimmung der Grundmerkmale dieser Bewusstseinstätigkeit.

Schütz fragt danach, wie Sinngebung und Verstehen möglich sind

Cartesianismus

Die Phänomenologie bestreitet die von Descartes vorgenommene Trennung zwischen dem denkenden Bewusstsein und der äußeren, erkennbaren Welt. Sie betont, dass unser Bewusstsein immer auf einen Bezugspunkt gerichtet ist, d.h. „Bewusstsein von etwas“ ist. In der Bewusstseinstätigkeit sind also das Denken und die äußere Welt immer schon „zusammengebunden“. Die phänomenologische Analyse richtet sich dann darauf, wie die Welt in der Bewusstseinstätigkeit konstituiert wird.

Schütz entwickelt den
Ansatz der Sozial-
phänomenologie

Proto-Soziologie

Von da aus sollte deutlich werden, wie sich die menschliche und auch spezifischer die wissenschaftliche Welterkenntnis zu immer komplexeren Sinngebilden aufbaute. Während Husserl bei seinen Überlegungen ein einzelnes, gleichsam außerhalb der Welt stehendes denkendes Subjekt zum Ausgangspunkt nahm, geht Schütz davon aus, dass dieses Subjekt (und damit sein Bewusstsein) immer schon in der Welt und mehr noch: in sozialen bzw. intersubjektiven Zusammenhängen existiert. Deswegen wird seine Position als „Mundan-“ oder „Sozialphänomenologie“ bezeichnet. Thomas Luckmann hat mehrfach darauf hingewiesen, dass es sich bei der Sozialphänomenologie noch nicht im eigentlichen Sinne um „Soziologie“ handele, sondern um eine „Proto-Soziologie“, d.h. um die ‚vorsociologische‘ Klärung von Grundbedingungen des soziologischen Forschens und des soziologischen Gegenstandes. Die Argumentation von Schütz soll hier nur sehr knapp erläutert werden. Vorab lässt sich festhalten, dass sie als komplementär zur Grundlegung des SI bei Mead (vgl. Kapitel 3) verstanden werden kann. Schütz, der sich u.a. auch mit dem Pragmatismus beschäftigte (Schütz 1971a: 331ff [1955]), entwirft eine Theorie darüber, wie das sozialisierte Bewusstsein ‚sinnhaft arbeitet‘. Ähnlich wie bei Mead spielen der menschliche Symbolgebrauch und die Existenz von Zeichensystemen wie beispielsweise dasjenige der Sprache eine zentrale Rolle.¹⁵ In der Schützschen Argumentation lässt sich dabei ein Sprung beobachten: Der Übergang zur „Intersubjektivität“ wird nicht argumentativ aus der Analyse der Bewusstseinsprozesse heraus eingeführt, sondern ist Ergebnis einer Setzung: „Die Welt des Alltags ist von vorneherein intersubjektiv.“ (Schütz 1971a: 360)

4.1.1 Die Sinnkonstitution im Bewusstsein

Erleben wird sinnhaft
und damit erfahrbar

In den bisherigen Erläuterungen zum Interpretativen Paradigma war vielfach von „Bedeutung(en)“ gesprochen worden. Doch wie lässt sich die Art und Weise begreifen, mit der das Einzelbewusstsein solche Bedeutungen ‚einsetzt‘? Mit dem Begriff des „Sinns“ wird bei Schütz zunächst die ‚Operationsweise des individuellen Bewusstseins‘, d.h. die Gerichtetheit oder Intentionalität der Bewusstseinsakte bezeichnet: Bewusstsein ist immer Bewusstsein von etwas, also intentional auf einen Gegenstand (welcher Art auch immer) bezogen und dadurch sinnhaft (ob es auch „sinnvoll“ im alltagsweltlichen Verständnis ist, mag dahingestellt bleiben). Im Alltagsleben agieren wir ständig ‚sinnhaft‘, wir deuten Situationen, Menschen, Dinge, Handeln u.v.a. mehr. D.h., dass wir unser *sinnliches Erleben* in *sinnhafte Erfahrung* transformieren. Der erste Schritt der Analysen von Schütz bezieht sich darauf, wie sich ein entsprechender „Sinn“ im Einzelbewusstsein bildet oder ‚aufbaut‘. „Sinn“ ist, so Schütz, die

„Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis, welches wir, im Dauerablauf schlicht dahinlebend, als wohlumgrenztes nur in einem reflexiven Akt aus allen anderen Erlebnissen ‚herausheben‘ können. Sinn bezeichnet also eine

¹⁵ Eine Diskussion des Verhältnisses von Mead zu verschiedenen phänomenologischen Ansätzen findet sich bei Bergmann/Hoffmann (1985).

besondere Attitüde des Ich zum Ablauf seiner Dauer. Dies gilt grundsätzlich für alle Stufen und Schichten des Sinnhaften.“ (Schütz 1981: 54)

Die Bewusstseinstätigkeit ist das, was im Einzelbewusstsein stattfindet und was seine ureigenste Leistung ist. Doch weiter oben hatten wir schon erwähnt, die Phänomenologie gehe davon aus, dass sich Bewusstsein immer auf etwas bezieht, d.h. Inhalte hat. Diese Bewusstseinsinhalte, sind sozialen Ursprungs. Deswegen wird „Sinn“ bei Schütz zwar im Einzelbewusstsein aufgebaut (das ist der Tätigkeitsaspekt), aber er ist seinem Wesen nach immer ‚sozialer Sinn‘ (das ist der Inhaltsaspekt). Sinn macht unspezifische Erlebnisse zu spezifischen, eben sinnhaften Erfahrungen, die sich im Bewusstsein ablagern. Während Erfahrungen zunächst auf etwas Vergangenes verweisen, lassen sich „Erwartungen“ als vorgestellte und zukünftig vergangene Erfahrungen begreifen. Diese Beziehung ist wichtig, um zu verstehen, was Handeln bedeutet. Schütz unterscheidet zwischen dem Handeln, also dem Tun selbst in seinen einzelnen Komponenten, und der Handlung als der entworfenen Gesamtgestalt eines Handelns: „*Was das Handeln vom Verhalten unterscheidet, ist also das Entworfensein der Handlung, die durch das Handeln zur Selbstgegebenheit gelangen soll.*“ Daraus folge, „daß der Sinn des Handelns die vorher entworfene Handlung sei.“ (Schütz 1981: 79; vgl. ebd. 74ff) Das „Ich“ greift im Rahmen seiner „natürlichen Weltanschauung“ auf individuelles und kollektives Wissen und Vorwissen zurück, um solchermaßen sein Erleben in sinnhafte Erfahrung und sinnhaftes Handeln zu verwandeln: „Wir wollen die Ordnungen, in welche sich der jeweilige Erfahrungszusammenhang gliedert ..., *Schemata unserer Erfahrung* nennen und diesen Begriff wie folgt definieren: *Ein Schema unserer Erfahrung ist ein Sinnzusammenhang unserer erfahrenen Erlebnisse ...*“ (Schütz 1981: 108f). Dafür entwickelt Schütz die Begriffe des Wissens, der kollektiven Wissensvorräte, der Typisierungen u.a. Die Schemata der Erfahrung sind die Schemata der Deutung oder Interpretation von Erlebnissen; eine Deutung ist dann „nichts anderes als Rückführung von Unbekanntem auf Bekanntes“ (ebd.: 112). Wir entnehmen sie den soziohistorisch spezifischen kollektiven Wissensvorräten, die uns zur Verfügung stehen (Schütz/ Luckmann 1979/1984).

Natürliche
Weltanschauung

Die erwähnten Deutungsschemata haben wir zum Teil aus eigenem früheren Erleben gewonnen (wobei wir auf gesellschaftlich verfügbare Deutungen zurückgreifen), z.T. aus dem „gesellschaftlichen Wissensvorrat“ (beispielsweise der Sprache) übernommen, etwa wenn wir ‚wissen‘ bzw. ‚gelernt haben‘, was ‚Krieg‘ ist, ohne selbst Krieg ‚leibhaftig‘ erfahren zu haben. Auch der dem Handeln zugrunde liegende Motivationszusammenhang ist ein Sinnzusammenhang. Schütz unterscheidet „Weil-Motive“ von „Um-zu-Motiven“. Um-zu-Motive markieren den „*Entwurf*“, das in der Zukunft liegende Ziel einer Handlung, das beabsichtigte Ergebnis ihrer Durchführung. „Weil-Motive“ verweisen auf die nachträgliche, rückblickende Deutung der Motive bzw. Bedingungen für eine Handlung: Ich nehme die U-Bahn, *um zu* einer Verabredung pünktlich einzutreffen. Ich will den hübschen blonden Jungen wiedersehen, *weil* ich mich in ihn verliebt habe. Wichtig ist, dass „Um-zu-Motive“ und „Weil-Motive“ nicht im Zeitverlauf einfach ineinander übergehen und deckungsgleich werden; meist fallen sie aufgrund der komplexen und vielfältigen ‚Verwicklungen‘ von Hand-

Handeln als Sinnzusammenhang.

lungssträngen, -bedingungen, -interpretationen in der sozialen Realität sogar deutlich auseinander. Die erwähnten Motive und Deutungsschemata sind in Relevanzstrukturen, also in Wahrnehmungen und Unterscheidungen des situativ für mich Wichtigen vom Unwichtigen eingebunden, die sich im Alltag aus pragmatischen Motiven des Handlungsvollzugs und der Bewältigung wiederkehrender Routinesituationen ergeben. Bei Störungen, Irritationen bzw. weit reichenden Neuausrichtungen des Handlungsvollzugs werden ganz im Sinne des Pragmatismus solche Relevanzstrukturen verändert. So muss ich im gerade erwähnten Beispiel nicht wissen, wie eine U-Bahn funktioniert, ob es alternativ auch eine Busverbindung gibt oder wie teuer ein Taxi wird. All das ist nicht relevant, kann es jedoch werden, sobald die U-Bahn stecken bleibt, ausfällt usw.

Schütz arbeitet noch weitere elementare Momente unserer alltäglichen Orientierung in der Welt heraus. In der „natürlichen Einstellung“ des Alltags gehen wir beispielsweise davon aus, immer wieder in gleicher oder doch ähnlicher Weise handeln zu können. Damit unterstellen wir auch, dass die Welt morgen, ja streng genommen sogar im nächsten Moment, so ist, wie gerade jetzt, dass sie also stabil bleibt. Schütz nennt diese Grundannahmen über die Konstanz der Weltstruktur, die unser Handeln begleiten, die „Idealisierungen“ des „Ich-kann-immer-wieder“ und des „Und-so-weiter“ (Schütz/Luckmann 1979: 42). Erzählungen wie Franz Kafkas Geschichte über „Die Verwandlung“ (1997, München, dtv [1915]), in der sich der Protagonist eines Morgens als ‚Käfer‘ wiederfindet, oder Filme wie der erste Teil der Matrix-Trilogie der Gebrüder Wachowski (1999, Warner) spielen mit den Ängsten und Erschütterungen, die ein Bruch dieser Idealisierungen mit sich bringt.

4.1.2 *Das Ich und die Anderen – zur Intersubjektivität der Lebenswelt*

Vom Selbstverstehen
zum Fremdverstehen

Alter Ego

Lebenswelt

Generalthese des
Alter Ego

In einem nächsten Schritt der Schützschen Analysen geht es darum, wie das subjektive Bewusstsein auf die Bewusstseinsleistungen eines Gegenübers, eines Alter Ego schließt, die ihm ja nicht direkt zugänglich sind. Damit ist der Übergang vom Selbstverstehen zum „Fremdverstehen“ angesprochen. Schütz nimmt an, dass wir in der „natürlichen Einstellung der alltäglichen Lebenswelt“ gleichsam fraglos davon ausgehen, dass es andere Menschen gibt, die im Wesentlichen mit den gleichen Bewusstseinsprozessen und -fähigkeiten ausgestattet sind wie wir selbst, und dass sie die Wirklichkeit der Welt im Großen und Ganzen so wahrnehmen wie wir. Das, was wir von ihnen erblicken, also die Ausdrucksgestalt ihres Leibes, wird von uns so interpretiert, als wären sie „Menschen wie ich“. Denn tatsächlich haben wir ja immer nur Zugang zu unseren eigenen Bewusstseinsprozessen, und keineswegs zu denjenigen der anderen. Allgemein spricht Schütz im Hinblick auf die erwähnten Unterstellungen hier von der „Generalthese des alter ego“ (Schütz 1981: 146). Das Verstehen des Sinnes, den andere ihren Handlungen beimessen, ist dann als eine Übertragung von denjenigen Sinnprozessen aus zu begreifen, die wir aus unserer Selbstauslegung kennen. Aufbauend auf der Generalthese des alter ego, also der Grundannahme, dass andere Menschen existieren, die mehr oder weniger „wie ich“ sind, müssen nun noch weitere Grundunterstellungen vorgenommen werden, damit intersubjektive Verstehensprozesse und Interaktionen möglich werden. Dazu zählen:

- die Idealisierung der „*Vertauschbarkeit der Standpunkte*“: damit ist die Annahme gemeint, dass der Andere, wäre er an meiner Stelle, die Dinge weitgehend so sehen würde wie ich, und umgekehrt;
- die Idealisierung der „*Kongruenz der Relevanzsysteme*“: wir gehen davon aus, dass unsere Relevanzsysteme unabhängig von unserer individuellen Lebenserfahrung und -situation hinreichend übereinstimmen, damit wir uns verständigen und gemeinsam bzw. aufeinander bezogen handeln können.

Schütz nennt diese beiden Idealisierungen zusammengefasst die „*Generalthese der wechselseitigen Perspektiven*“ (vgl. Schütz/Luckmann 1979: 87ff). Indem wir mit anderen eine gemeinsame Sprache, ein Zeichensystem benutzen, sind die Grundbedingungen dieser Annahmen immer schon weitestgehend gewährleistet, eben über die darin enthaltenen Typisierungen, also für historisch spezifische Gesellschaften typische Deutungsschemata, Kategorien, Motive, Modelle für Handlungen usw.

Damit sind wir bei der Analyse der „Sinnstruktur der Sozialwelt“ und unserer alltäglich-selbstverständlichen Wahrnehmung des „in Gesellschaft Seins“ angekommen. Eine wichtige Rolle spielt hier für Schütz der Begriff der „Lebenswelt“. Damit hatte Husserl die Welterfahrung unseres Alltagslebens bezeichnet: Durch unsere Sinne vermittelt nehmen wir darin Dinge in räumlicher Lokalisierung und zeitlicher Dauer wahr und erfahren sie als „einfach gegeben“. Demgegenüber zeichnet sich beispielsweise eine wissenschaftliche Haltung zur Welt meist durch die Infragestellung dieser „naiven“ Gegebenheit der Phänomene aus. Die Soziologie jedoch müsse, so Schütz, mit der Beschreibung der Grundstrukturen dieser „alltäglichen Lebenswelt“ beginnen, also derjenigen Realitätsebene, die uns in der „natürlichen Einstellung“, in derjenigen des „gesunden Menschenverstandes“, als selbstverständlich gegeben und „fraglos“ erscheint (Schütz/Luckmann 1979: 23). Neben die Analyse der Sinnkonstitution im Bewusstsein tritt damit eine Untersuchung von Strukturen: Schütz erschließt den „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ durch eine phänomenologische Analyse der „Strukturen der Lebenswelt“ (Schütz/Luckmann 1979/1984). Dabei konzentriert er sich auf die Ebene der „Lebenswelt des Alltags“ als derjenigen Wirklichkeitsebene, an der wir regelmäßig teilnehmen, in die wir eingreifen und die wir verändern können, die uns auch Widerstände entgegengesetzt und zur Kreativität zwingt, in der wir uns mit anderen verständigen können, die also intersubjektiv ist – was beispielsweise in einem anderen Sinnbereich, der „Traumwelt“ nicht möglich ist: „Wir können sagen, daß unsere natürliche Einstellung der Welt des täglichen Lebens gegenüber durchgehend vom *pragmatischen Motiv* bestimmt ist.“ (Schütz/Luckmann 1979: 25ff)

Die Deutungsschemata, mit denen wir unsere Erlebnisse belegen und sie dadurch zu Erfahrungen machen, lassen sich als „Typen“ und „Typisierungen“ begreifen. Wir handhaben dabei die gesellschaftlich-historisch entstandenen, (sozial)strukturell gegliederten und unterschiedlich verteilten Zeichen- bzw. Symbolsysteme, d.h. die Wissensvorräte, die uns zur Verfügung stehen. Was bedeutet die Rede von einer solchen „Erfahrung im Modus des Typischen“? Nehmen wir das Beispiel eines Apfels in der Obstschale. Wir sehen ihn nur zum Teil, nehmen ihn aber als Gesamtgestalt eines ‚Apfels‘ wahr, d.h. wir ordnen

Die Sinnstruktur der Sozialwelt

Sinnkonstitution

Wir nehmen die Welt im Modus des Typischen wahr

Typisierung

einen spezifischen Erlebensgehalt einer allgemeinen Kategorie (Apfel) zu, die ihrerseits Teil eines weiteren Kategorienbestandes ist (essbares Obst). „Apfel“ ist ja ein allgemeiner Ausdruck, den wir auf unterschiedlichste konkrete Erscheinungen, also ‚konkret existente Dinge, die wir der Rubrik Apfel zuordnen‘, beziehen können. Auch unsere Vorstellung von Personen ist eine Typisierung: Jemanden als „Freund“ wahrzunehmen, heißt nichts anderes, als ihn unter eine allgemeine Kategorie zu stellen. Selbst unsere Wahrnehmung von besonderen Personen – mein Freund Willy – ist eine Typisierung. Der Willy von gestern ist ja, streng genommen, nicht der Willy von heute: Sein Körper hat sich verändert, er hat andere Erfahrungen gemacht usw. Ihn als Willy zu identifizieren, bedeutet deswegen eben auch, ihn unter seinem Namen zu typisieren. Letztlich ist jede Bedeutungsgebung in diesem Sinne ein Typisierungsakt, da es keine zwei gleichen Weltzustände gibt. Kollektives Wissen bzw. gesellschaftliche Symbol- oder Zeichensysteme sind nichts anderes als historisch aufgehäufte und tradierte Typisierungen, die sich in erster Linie aus dem ergeben, was in einer Gesellschaft typischerweise als relevant, wichtig und wirklich (oder unwirklich) gilt – und die durch ihren Gebrauch genau diese Relevanzen wiederum mit erzeugen. Sozialwissenschaftlich von Interesse ist diese Feststellung u.a. deswegen, weil man über die Analyse solcher „Typen“ einen Zugang zu den sozialen Erfahrungen der Gesellschaftsmitglieder erhalten kann. Ein von Schütz selbst dazu vorgestelltes Beispiel ist die Figur des „Fremden“. Vor dem Hintergrund seiner eigenen Migrationserfahrungen beschrieb er diesen Typus durch das Merkmal, dass für ihn gerade die unproblematische Gegebenheit der Relevanzstrukturen und Deutungsschemata eines Kollektivs nicht gelten. Da er aus einer Herkunftskultur mit einer besonderen „Alltagswirklichkeit“ (einschließlich der spezifischen kulturellen Normen und institutionellen Strukturierungen des Handelns) in eine Ankunfts-gesellschaft mit deren „Alltagswirklichkeit“ übertritt, verliert jede dieser Wirklichkeiten ihre Fraglosigkeit. Er weiß also darum, dass es unterschiedliche Relevanzsysteme gibt und tritt mit diesem Wissen, dieser Erfahrung der Relativität in jede Situation ein. Für ihn ist also weder das alte noch das neue Bezugssystem der Erfahrung uneingeschränkt gültig, d.h. in der Art und Weise „fraglos“ und „gegeben“ wie für eine Person, die ihren Kulturzusammenhang nie verlassen hat (Schütz 1972a).

4.2 Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit

Von der Sinnkonstitution im Bewusstsein zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit

Bei der vorangehenden Diskussion der *Sinnkonstitution* im Einzelbewusstsein wurde deutlich, dass dieses Bewusstsein auf Deutungsschemata bzw. allgemeiner: auf typisiertes Wissen zurückgreift. Wie sich solche Typisierungen in historischen Gesellschaften zur sprachlichen Gestalt eines komplexen, sozial geteilten „universe of discourse“ (Schütz/Luckmann 1984: 327) bzw. eines kollektiven Wissensvorrates stabilisieren können, und wie dieser wiederum von den Individuen in Sozialisationsprozessen angeeignet wird, ist das Grundthema der „Gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (Berger/Luckmann 1980 [1966]). Die Sinnkonstitution im Bewusstsein und die Wissenskonstruktion in der intersubjektiven Lebenswelt des Alltags

sind gewissermaßen zwei Seiten einer Medaille. Aber die letztere stellt den eigentlichen Gegenstand einer *sozialphänomenologisch fundierten sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie* dar. Die von Berger und Luckmann verfasste „Theorie der Wissenssoziologie“ ist in verschiedener Hinsicht ein Schlüsselwerk der weiteren wissenssoziologischen Entwicklungen und mehr noch: der allgemeinen Soziologie. Sie fassen die Wechselbeziehung zwischen Mensch(en) und Gesellschaft in die folgende knappe Aussage: „Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt.“ (Berger/Luckmann 1980: 67)

Peter L. Berger (geb. 1929)

Peter L. Berger wurde 1929 in Triest geboren und wuchs in Wien auf. Mit seinen Eltern jüdischer Herkunft, die zum Protestantismus übergetreten waren, wanderte er nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA aus. Er studierte Soziologie und Philosophie. 1952 promovierte er an der New School for Social Research in New York, wo er unter anderem Schüler von Alfred Schütz war. Danach forschte und lehrte er an verschiedenen Institutionen, zuletzt bis zu seiner Emeritierung an der Boston University. Dort leitete er das

„Institute for the Study of Economic Culture“ (heute: Institute on Culture, Religion and World Affairs). Berger hat neben bedeutenden Einführungen in die Soziologie und der ‚Theorie der Wissenssoziologie‘ vor allem religionssoziologische Fragestellungen verfolgt und sie ähnlich wie Weber mit wirtschaftssoziologischen Themen verbunden.

Thomas Luckmann (geb. 1927)

Thomas Luckmann wurde 1927 in Slowenien geboren und lebte dann u.a. in Laibach, Klagenfurt und Wien. Gegen Kriegsende wurde er noch zur deutschen Luftwaffe eingezogen. Nach dem Zweiten Weltkrieg studiert Luckmann zunächst in Wien, später in Innsbruck u.a. Sprachwissenschaften und Philosophie. 1951 geht er in die USA, arbeitet zunächst als Chauffeur und setzt dann sein Studium an der New School for Social Research fort, wo er auch Peter L. Berger kennen lernt. Alfred Schütz wird für ihn ein wichtiger Lehrer. Luckmann promoviert 1956 in Soziologie und arbeitet dann in

verschiedenen Forschungsprojekten und Universitäten, etwa von 1960-1965 an der New School, von 1965-1970 an der Universität Frankfurt/Main und dann bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1994 an der Universität Konstanz. Ähnlich wie Peter L. Berger verfolgte er religionssoziologische Interessen. Gleichzeitig arbeitete er stärker an der Verbindung von sprach- und kommunikationstheoretischen Fragen mit der soziologischen Wissensanalyse.



Lektürevorschlag:

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main: Fischer, S. 56-76.

Vertiefungen:

Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried (1975): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt/Main Verlag.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main: Fischer.

Luckmann, Thomas (1992): Theorie des sozialen Handelns. Berlin Verlag.

Schnettler, Bernt (2006): Thomas Luckmann. Konstanz: UVK.

Webseiten: Peter Berger Resources www.geocities.com/williamjamison/Berger (Stand v. 31.01.07)

Peter L. Berger Room www.angelfire.com/or/sociologystop/PLB.html (Stand v. 31.01.07)

Eine Synthese unterschiedlicher Positionen

Exzentrische Positionalität

Mängelwesen

Berger/Luckmann stützen ihre Theorie auf ein breites Gedankenfundament: Zunächst knüpfen sie an die philosophisch-anthropologischen Perspektiven von Hellmuth Plessner und Arnold Gehlen an: Plessner hatte in der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen, also in seinem Vermögen, sich reflexiv-denkend (gleichsam ‚von außen‘) auf sich selbst zu beziehen, die Differenz zwischen Mensch und Tier ausgemacht (Plessner 1975 [1928]). Arnold Gehlen betrachtete den Menschen als ‚umweltoffenes‘ „Mängelwesen“, das der sozialen Institutionen als einer Art ‚zweiter Natur‘ und Instinktersatz bedarf, die sein Verhalten einschränken und ermöglichen zugleich (Gehlen 1976; vgl. dazu S. 237ff. in diesem Band). Im Anschluss an Karl Marx und im Rekurs auf den Pragmatismus konzipieren Berger/Luckmann menschliche Praxis als arbeitsteilig-interaktive Tätigkeit der Externalisierung, Stabilisierung, Objektivierung und Wiederaneignung von (symbolischen) Ordnungen: „Auf welche Weise entsteht gesellschaftliche Ordnung überhaupt? Die allgemeinste Antwort wäre, daß Gesellschaftsordnung ein Produkt des Menschen ist, oder genauer: eine ständige menschliche Produktion.“ (Berger/Luckmann 1980: 55)

Die Grundidee der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ besagt, dass Gesellschaftsordnung als ständige menschliche Produktionsleistung verstanden werden muss. Gesellschaft ist objektive und subjektive Wirklichkeit zugleich. Sie wird stabilisiert, wahrgenommen und verändert durch sozio-historische Wissensvorräte, die von Menschen gemacht sind und die von ihnen sozialisatorisch angeeignet werden. Als Wissen gilt alles, was als wirklich angenommen wird, einschließlich der Existenz von Ideen, außerweltlichen „Transendenzen“ (Gottheiten usw.).

Max Webers Grundlegung der Verstehenden Soziologie liefert ihnen das Fundament einer handlungstheoretisch angelegten Perspektive auf die Bedeutung des Sinnverstehens und das Soziale als Sinnzusammenhang. Mit Durkheim interessieren sie sich aber gerade für diejenigen Mechanismen, durch die symbolische Ordnungen als „ärgerliche Tatsache der Gesellschaft“ (Ralf Dahrendorf), als entfremdete Produkte menschlichen Handelns und Zwang ausübende „soziale

Dinge“ erscheinen. Alfred Schütz wird mit seinen phänomenologischen Analysen der Konstitution von Wirklichkeit im individuellen Bewusstsein herangezogen, um die Aufschichtungen und Zusammenhänge zwischen individuellen und kollektiven Wissensvorräten zu beschreiben und die ‚Wirkweise‘ des Wissens bei der Strukturierung menschlicher Praxis zu erfassen. Sie führen Berger/Luckmann auch zur Betonung der Wirklichkeitsordnung der alltäglichen Lebenswelt, des Allerwelts- oder Jedermann-Wissens als permanent produzierter und reproduzierter Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Die pragmatistische Sozialtheorie des SI bietet dann nicht nur eine Vorstellung über die konkreten Aushandlungsprozesse von Situationsdefinitionen und Wissensbeständen, sondern mit der Meadschen Sozialisationstheorie auch die Grundgedanken dafür, wie gesellschaftliche, objektivierte Wissensbestände in Sozialisationsprozessen wiederum angeeignet und damit weitergegeben werden.

Im Ergebnis entwickeln Berger/Luckmann eine Theorie der sozialen Konstruktion von Deutungs- und Handlungswissen, das gesellschaftlich institutionalisiert und in Sozialisationsprozessen an Individuen vermittelt wird. Auch wenn sie dabei von „Konstruktion“ sprechen, so bedeutet dies keineswegs, dass es sich um einen geplanten und kontrollierten Prozess handelt – das ist höchstens eine unter mehreren möglichen Arten und Weisen des ‚Erzeugens‘ von Wissensordnungen. Tatsächlich bezeichnet „gesellschaftliche Konstruktion“ zunächst nur die Annahme, dass es sich um ‚von Menschen gemachte‘ Wissenskonstruktionen handelt. „Wissen“ ist hier alles, was ‚als wirklich‘ angenommen wird, Sinn stiftet oder doch sinnvoll interpretiert werden kann, etwa Handlungsmuster, Deutungsmuster, Normen und Regeln, Sprache, Klassifikationen, Institutionen, Berufe, Gefühle und Empfindungen, Routine- und Referenzwissen. Der gesellschaftliche (und immer soziohistorisch spezifische!) Wissensvorrat ist komplex, keineswegs homogen und konsistent; es gibt soziale Strukturen seiner Verteilung und Differenzierung. Nicht jeder verfügt über alles Wissen; nicht jeder lebt damit – zumindest in modernen Gesellschaften – in der gleichen Welt. Es gibt Experten, Spezialisten für dies und das, aber auch unwissende Laien. Es gibt Hierarchien der Wissensverteilung und differenzierte, ungleiche Chancen, Wissen zu produzieren, gesellschaftlich durchzusetzen oder sich individuell anzueignen. Nach sozialen Orten und Gruppenzugehörigkeiten werden unterschiedliche Bestandteile dieses Wissensvorrates subjektiv angeeignet und relevant.

Sinnkonstruktion

4.2.1 Gesellschaft als objektive und subjektive Wirklichkeit

„Gesellschaft“ wird so in zweifacher Weise gedacht: als objektive und subjektive Wirklichkeit zugleich. Was ist damit gemeint? Der Sinn, die wahrnehmbare Wirklichkeit der Welt erschließt sich dem erkennenden, deutenden (*sinnkonstituierenden*), handelnden Subjekt immer als sozial *konstruierter*, als Wissen, das aus dem übersubjektiven gesellschaftlichen Wissensvorrat stammt und sowohl Inhalte wie Handlungsweisen, Regeln, Normen oder Moralvorstellungen umfasst. Dieser historisch entstandene und kontingente Wissensvorrat wird dem Individuum von den verschiedensten Vermittlungsinstanzen (z.B. Familie, Peer-groups, Bildungseinrichtungen, Massenmedien) als objektiv gegeben vorgestellt

Gesellschaft ist objektive und subjektive Wirklichkeit

Legitimierung und von den Subjekten in unterschiedlichsten Prozessen und Situationen angeeignet. Gesellschaft ist die in einer Vielzahl von symbolischen Sinnwelten objektiviert, d.h. institutionalisierte, legitimierte, in gewissem Sinne aktiv „verwirklichte“ Realität, gemachtes Faktum einerseits, sozialisatorisch angeeignete Wirklichkeit andererseits. Damit ist Thomas' „Definition der Situation“ endgültig in eine umfassende soziologische Theorie der Wirklichkeit eingebettet. Prozesse gesellschaftlicher Objektivierung von Sinn – etwa durch Zeichensysteme, Institutionen, Sprache und materielle Objekte – sind konstitutiv für das ‚soziale Wirklichwerden‘ der Wirklichkeit:

„Wissen über die Gesellschaft ist demnach Verwirklichung im doppelten Sinne des Wortes: Erfassen der objektivierten gesellschaftlichen Wirklichkeit und das ständige Produzieren eben dieser Wirklichkeit in einem.“ (Berger/Luckmann 1980: 71)

Eine dialektische Beziehung zwischen objektiviertem Wissen und gesellschaftlicher Handlungspraxis

Habitualisierung

Die Beziehung zwischen objektiviertem Wissen und gesellschaftlicher Handlungspraxis wird dialektisch gedacht. Jedes Deuten und Handeln greift auf die gesellschaftlich erzeugten, im jeweiligen soziohistorischen Kontext kollektiv verfügbaren typisierten Wissens Elemente zurück. Diese werden im Deutungs- und Handlungsprozess aktualisiert, transformiert, angesichts neuartiger Problemsituationen modifiziert oder erweitert. Die Vortypisierung bietet zugleich Entlastung, Ermöglichung und Einengung von Deuten und Handeln. Gesellschaft ist so objektiviert, d.h. durch Menschen gemachte und in Form von Wissen bzw. Institutionen mit Gültigkeitsansprüchen versehene, auf Dauer gestellte und deswegen objektive Wirklichkeit einerseits, im individuellen Werdegang aktiv angeeignete und deswegen subjektive Wirklichkeit andererseits. Der subjektive Wissensvorrat umfasst nicht nur explizite Wissensbestände, reflexiv verfügbare Deutungsmuster usw., sondern auch das routinehaft bzw. habituell verfügbare ‚Rezeptwissen‘ für Alltagspraktiken. Die Aktualisierung von Elementen des Wissensvorrates erfolgt meist als pragmatisch-fragloser Routineprozess, der nur dann, wenn es Probleme gibt, eine besondere Zuwendung und Reflexionsarbeit notwendig macht. Sinn ist damit, wie bei Alfred Schütz, immer *sozialer* Sinn bzw. in seinen verbleibenden subjektiven Attributen der soziologischen Analyse nicht zugänglich. Die Sozialstruktur ist die soziologisch bedeutsamste Ebene der Strukturierung des individuellen Handelns und der gesellschaftlichen Wissensverteilung (vgl. Knoblauch/ Raab/ Schnettler 2002). Aufgabe der Soziologie ist, so argumentieren Berger und Luckmann, insbesondere die Untersuchung des Alltags- oder Jedermannwissens, das als basale Bedeutungsstruktur der gesellschaftlichen Wirklichkeit zugrunde liegt: „Allerweltswissen, nicht ‘Ideen’ gebührt das Hauptinteresse der Wissenssoziologie, denn dieses ‘Wissen’ eben bildet die Bedeutungs- und Sinnstruktur, ohne die es keine menschliche Gesellschaft gäbe.“ (Berger/Luckmann 1980: 16)

4.2.2 Die ‚objektive‘ Wirklichkeit als kollektiver Wissensvorrat

Wie entstehen nun „kollektive Wissensvorräte“? Die grundlegenden gesellschaftlichen Prozesse der *Wissenskonstruktion* verlaufen als Stufenabfolge: Sie beginnen in Interaktionssituationen mit der situativen Entäußerung von Sinnangeboten, der interaktiven Verfestigung von Handlungen und Deutungen in Prozessen der wechselseitigen Typisierung durch unterschiedliche Akteure, der habitualisierten Wiederholung, der Objektivation durch Institutionenbildung etwa in Rollen und der Weitergabe an Dritte in Formen sozialisatorisch vermittelter Aneignung. Was so recht kompliziert klingt, illustrieren Berger/Luckmann am Beispiel einer Robinson Crusoe-Situation: Auf einer einsamen Insel treffen zwei gestrandete Personen aufeinander, die aus unterschiedlichen Kulturen stammen und zwischen denen zunächst keine sprachliche Verständigung möglich ist. Gedankenexperimentell skizzieren sie dann den Weg, der über wechselseitiges Handeln und Beobachten zum Aufbau von komplexen gemeinsamen Zeichenformen und Rollenbezügen führt. A klettert auf eine Palme und holt eine Kokosnuss. Sie wird von B dabei beobachtet. A wiederholt dies und wiederum wird das von B bemerkt. Umgekehrt wiederholt B Handlungen, die von A beobachtet werden. Sie machen dafür ‚Lautvorschläge‘, die dann von beiden benutzt werden. Irgendwann verfestigen sich die Handlungsweisen: A ist dann diejenige, die auf Bäume klettert. Kommt eine dritte Person C hinzu, dann werden A und B ihr gegenüber verdeutlichen, dass das Bäume erklettern Sache von A ist, von niemandem sonst. Sie entwickeln dafür eine Begründung, etwa eine Theorie der besonderen Fähigkeiten von A. Damit ist eine kleine Institution innerhalb der Gruppe entstanden, in der A die Rolle des Baumkletterers innehat. Allerdings kann dieses Beispiel nicht erklären, wie überhaupt die Fähigkeit zum Zeichengebrauch entsteht. Denn A, B oder C werden schon als erwachsene Mitglieder von sozialen Gruppen gedacht. Ähnlich wie bei Mead bleibt also hier die evolutionsgeschichtliche Entfaltung offen; im Unterschied zu Mead beanspruchen Berger/Luckmann jedoch auch nicht, diese Frage klären zu wollen. Ihr Thema ist ja die Konstruktion von Wissen in soziohistorisch konkreten Gesellschaften.

Die Entstehung
kollektiver
Wissensvorräte

Institutionen stellen Wissensvorräte auf Dauer, d.h. sie gewährleisten ihre Existenz über einzelne soziale Situationen hinweg, ‚verschleiern‘ ihre geschichtliche Kontingenz und setzen dazu verschiedenste Kontroll- und Sanktionsmechanismen ein. Mit der institutionellen Vorstrukturierung von Deutungs- und Handlungsmustern entsteht zugleich das Problem der Kontrolle von Abweichungen. Entsprechend werden Sanktionspotenziale aufgebaut. Institutionen schließen schon durch ihr Vorhandensein, durch die Art und Weise ihrer spezifischen sinnhaften Ordnung von Wirklichkeitsbereichen Alternativen aus. Sie gewinnen ihren Charakter als objektive Faktizität vor allem dann, wenn sie an Dritte vermittelt werden, die an ihrer Entstehung nicht beteiligt waren (Berger/Luckmann 1980: 49 ff): „Das Fortwirken einer Institution gründet sich auf ihre gesellschaftliche Anerkennung als ‚permanente‘ Lösung eines ‚permanenten‘ Problems. Potentielle Akteure für institutionalisierte Aktionen müssen daher *systematisch* mit institutionalisiertem Sinn bekanntgemacht werden.“ (Berger/Luckmann 1980: 74f)

Institutionen sind auf
Dauer gestellte
Wissensvorräte

Institutionen benötigen Legitimationen

Dafür werden Legitimationen, also Erklärungen und Rechtfertigungen für das Bestehen der Institutionen und ihren Geltungsanspruch entwickelt – es wird eine entsprechende Geschichte erzählt, in der die institutionelle Ordnung begründet und sowohl als kognitiv wie auch als normativ einzig mögliche ausgewiesen wird. „Die objektivierbare soziale Welt wird von der Sprache auf logische Fundamente gestellt. Das Gebäude unserer Legitimationen ruht auf der Sprache, und Sprache ist ihr Hauptargument.“ (Berger/Luckmann 1980: 69) Solche Legitimationen können sehr unterschiedliche konkrete Erscheinungsformen annehmen, die von einfachen ‚Alltagsrezepten‘ und ‚Das ist eben so‘/‚Man tut das nicht‘ über wissenschaftliche Theorien bis hin zu ausgearbeiteten komplexen Weltbildern (etwa Religionen) reichen und kognitive Elemente (‚etwas ist so und so‘) mit normativen Elementen (‚das soll auch so sein‘, ‚das ist gut so‘) verbinden. Interessen konkreter Personengruppen und gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse entscheiden über ihre relative Geltung: „Wer den derberen Stock hat, hat die bessere Chance, seine Wirklichkeitsbestimmung durchzusetzen.“ (ebd.: 117) Macht in der Gesellschaft schließt die Verfügung über Sozialisationsprozesse ein, und „damit die Macht, Wirklichkeit zu setzen ...“ (ebd.: 128). Die ‚Einverleibung‘ der Institutionen in die Individuen läuft über Rollen. Institutionen werden von Individuen durch deren Rollenspiel verwirklicht, reproduziert und transformiert; sie sind unmittelbar mit gesellschaftlichen Interessenlagen verbunden: „Institutionen und symbolische Sinnwelten werden durch lebendige Menschen legitimiert, die ihren konkreten gesellschaftlichen Ort und konkrete gesellschaftliche Interessen haben.“ (ebd.: 137)

4.2.3 Die individuelle Aneignung des Wissens

Die kollektiven Wissensvorräte werden in Sozialisationsprozessen selektiv angeeignet

Im Anschluss an die Untersuchung von „Gesellschaft als objektiver Wirklichkeit“ wenden sich Berger und Luckmann der „Gesellschaft als subjektiver Wirklichkeit“ und damit der Frage nach der Internalisierung dieser Ordnung in das individuelle Bewusstsein zu. Dieser Aneignungsprozess bildet die allgemeine Grundlage für menschliches Handeln in historisch konkreten Gesellschaften. Sie gehen davon aus, dass Menschen qua Geburt eine „Disposition für Gesellschaft“ mit auf die Welt bringen und insbesondere in Prozessen der primären Sozialisation die basalen Wissensstrukturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit internalisieren (Berger/Luckmann 1980: 139ff). Im Anschluss an sozialisationstheoretische Überlegungen von William James, Charles H. Cooley und insbesondere George Herbert Mead betonen Berger/Luckmann die sozialstrukturell selektierte Vermittlung der gesellschaftlichen Wissensstrukturen in das kindliche Bewusstsein durch signifikante Andere im Prozess der *Primärsozialisation*. Über die Generalisierung der signifikanten Anderen kommt es schließlich zur weitgehenden, aber nie völligen Übereinstimmung:

„Was ‚außen‘ wirklich ist, entspricht dem, was ‚innen‘ wirklich ist. ... Wichtig ist jedoch, daß die Symmetrie zwischen objektiver und subjektiver Wirklichkeit nicht vollkommen sein kann. Die beiden Wirklichkeiten entsprechen einander, ohne sich zu decken. Immer ist mehr objektive Wirklichkeit ‚erreichbar‘, als tatsächlich von irgendeinem Bewußtsein internalisiert wird ... Andererseits gibt es immer auch Be-

standteile der subjektiven Wirklichkeit, die nicht in der Sozialisation wurzeln. Das des eigenen Körpers Innesein ist zum Beispiel vor und unabhängig von allem, was in der Gesellschaft über ihn erlernbar ist. Das subjektive Leben ist nicht völlig gesellschaftlich. Der Mensch erlebt sich selbst als ein Wesen innerhalb und außerhalb der Gesellschaft. Das deutet darauf hin, dass die Symmetrie zwischen objektiver und subjektiver Wirklichkeit niemals statisch, niemals ein unabänderlicher Tatbestand ist. Sie muß immer in actu produziert und reproduziert werden.“ (*Berger/Luckmann 1980: 144f*)

In der späteren sekundären Sozialisation in institutionelle Felder der Gesellschaft („Subsinnwelten“) spielen Identifikationsprozesse eine untergeordnete Rolle. Da die Sozialisandin oder der Sozialisand nunmehr um die verfügbaren Optionen bzw. Alternativen mehr oder weniger weiß und vor dem Hintergrund ihrer/seiner Primärsozialisation auch eine gewisse Distanz zu den sich ihr/ihm neu erschließenden Wirklichkeitsbereichen aufbringt, sind hier stärkere äußere Stützungen des Prozesses – durch Legitimationstheorien, Zwang etc. – notwendig. Der Gebrauch einer gemeinsamen Sprache bildet dabei den Grundmodus der permanenten Konstruktion von Wirklichkeit. Die Aufrechterhaltung der jeweiligen Sinnbezüge im individuellen Bewusstsein erfordert unablässig einen kommunikativen Input:

Sprache und Kommunikation als Träger der Wirklichkeitskonstruktion

Subsinnwelt

„Das notwendigste Vehikel der Wirklichkeitserhaltung ist die Unterhaltung. Das Alltagsleben des Menschen ist wie das Rattern einer Konversationsmaschine, die ihm unentwegt seine subjektive Wirklichkeit garantiert, modifiziert und rekonstruiert. ... Der Austausch von ein paar Worten wie: ‚So allmählich wird’s Zeit, daß ich zum Bahnhof gehe‘ und: ‚Stimmt, Schatz, mach’s gut im Büro‘, setzt eine ganze Welt voraus, innerhalb deren die anscheinend so einfachen Aussagen Sinn haben. Kraft dieser Eigenschaft bestätigt ein solcher Austausch die subjektive Wirklichkeit der Welt.“ (*Berger/Luckmann 1980: 163*)

Mit Hinweisen auf die sozialstrukturelle Prägung der individuellen Aneignung gesellschaftlicher Wissensvorräte schließen Berger/Luckmann den Kreis zurück zum alten Programm der Wissenssoziologie: der Fragen nach den sozialen Strukturierungen des Wissenserwerbs, auf die schon Karl Marx und Karl Mannheim hinwiesen. Nicht zufällig erinnern sie gegen Ende ihrer Ausführungen noch einmal an Ersteren: „Die Einsicht in die Dialektik zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und individuellem Dasein in der Geschichte ist keineswegs neu. Kein geringerer als Marx hat sie der modernen Gesellschaftsphilosophie hinterlassen. Die theoretische Orientierung der Sozialwissenschaften braucht dringend einen Schuß Dialektik.“ (ebd.: 199)

4.3 Bilanz und Aktualität der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie

Gewiss enthält die vorgestellte Theorie der Wissenssoziologie einige Schwachstellen. Dazu zählt sicherlich zunächst der Konstruktionsbegriff selbst, der – gegen die Absicht der Autoren – an bewusste, geplante und kontrollierte Prozesse denken lässt. Tatsächlich geht es jedoch viel eher um die Mannigfaltigkeit von nicht beabsichtigten Folgen oder Nebeneffekten gesellschaftlichen Handelns, aus

Einige problematische Aspekte der Theorie

denen die Wirklichkeit als eine durch gesellschaftliche Wissensvorräte geordnete entsteht. So ist beispielsweise die Sprache nicht Ergebnis einer bewussten Konstruktion, sondern ein Produkt sozialer und historischer Prozesse und gleichzeitig ein Wissensvorrat, der unsere Wirklichkeit durch die darin verfügbaren Begriffe und Bedeutungen ordnet. Auch der Begriff des Wissens ist nicht unproblematisch, denn er verführt zu einer „kognitivistischen“ Interpretation, die suggeriert, es gehe in erster Linie um ‚explizit gewusstes‘ Tatsachen-Wissen. Menschen erscheinen dann leicht als Aneigner von festen, vorgegebenen Wissensbeständen, ohne dass deutlich wird, wie dieser Anwendungsprozess selbst anders denn als „Ausführung“ dieses Wissens im Rollenspiel gedacht werden kann. Damit gehen Assoziationen von Stabilität, Stimmigkeit und Zusammenhang einher, die den komplexen, chaotischen und konflikthafter Wissensverhältnissen in modernen Gesellschaften nicht mehr angemessen erscheinen. Kritisiert wurde auch, dass die Autoren wenig Hinweise dazu geben, wie ihre Theorie jenseits allgemeiner forschungsleitender Grundannahmen in empirische Forschung umgesetzt werden kann. Schließlich ist anzumerken, dass ihre ausgedrückte Präferenz für die Ebene des ‚Jedermann-Wissens‘ eine Rezeption und Anwendung befördert hat, die sich vor allem für die Mikroebene sozialer Interaktionen und Gruppeneinbindungen interessierte (vgl. beispielsweise Wolff 1997; Maasen 1999; Keller 2005).

Ein Anwendungs-
beispiel

Berger und Luckmann selbst haben ihre Theorie der Wissenssoziologie in verschiedenen empirischen, beispielsweise religionssoziologischen Studien benutzt. Ein eindrucksvolles Beispiel liefert etwa die Analyse von Berger/Berger/Kellner (1987) über das „Unbehagen in der Modernität“. Dort untersuchen sie Auswirkungen von strukturellen Einbindungen in Arbeitsprozesse und soziale Gruppen in ihren Wirkungen auf gesellschaftliche ‚Bewusstseinslagen‘ im Vergleich zwischen modernen westlichen Industriegesellschaften und Gesellschaften, denen in öffentlichen Debatten ‚Modernisierungsrückstände‘ attestiert wurden. Sie schreiben: „... wir analysieren bestimmte Institutionen und institutionelle Prozesse als die gesellschaftliche Basis bestimmter Bewußtseinsstrukturen. Anders ausgedrückt, jede Art von Bewußtsein ist nur unter besonderen sozialen Bedingungen plausibel. Diese Bedingungen nennen wir eine *Plausibilitätsstruktur*.“ (Berger/Berger/Kellner 1987: 19f) In einem berühmten Aufsatz haben sich Berger/Kellner (1965) mit der „Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit“ befasst. Sie diskutieren darin die Art und Weise, wie Ehepartner im Eheverlauf ihre Sicht der Welt aneinander anpassen. Thomas Luckmann hat sich in jüngerer Zeit für kommunikative Prozesse und Muster der Wissensvermittlung interessiert (Luckmann 2002). Schließlich lassen sich viele Studien der neueren Wissenschaftsforschung, des SI oder auch der Cultural Studies kaum ohne den prägenden Einfluss der Theorie von Berger/Luckmann denken.

Weiterführungen in
der Hermeneutischen
Wissenssoziologie
und im Neo-
Institutionalismus

In der heutigen deutschsprachigen Soziologie stützt sich die *Hermeneutische Wissenssoziologie* (Hitzler/Reichert/Schröer 1999) in wesentlichen Teilen auf das Programm von Berger/Luckmann und verbindet es mit einer methodologischen Reflexion der Forschungspraxis als Interpretationsprozess. Sie untersucht Prozesse intersubjektiver Wirklichkeitskonstruktion in Jugendszenen (Hitzler/Bucher/Niederbacher 2005), typisierbare Deutungs- und Handlungsmuster sozialer Akteure (beispielsweise von Polizisten; Reichert/Schröer 2003) oder in ethnographischen Zugängen „kleine Lebenswelten“ (Honer 1993), aber auch

Medienformate (Reichert 2000), kommunikative Gattungen und „Kommunikationskulturen“ (Knoblauch 1975), Ritualformen (Soeffner 1992) oder Diskurse (Keller 2005). Wenig bekannt ist, dass auch der im letzten Jahrzehnt stark rezipierte soziologisch-politikwissenschaftliche Ansatz des *Neo-Institutionalismus* mit seiner entschiedenen Hinwendung zur Institutionenanalyse das sozialkonstruktivistische Programm aufgreift. John Meyer (1992), einer der wichtigsten Protagonisten, akzentuiert eine mehrfache Weiterführung der Theorie von Berger/Luckmann. Dazu zählen etwa die Einbeziehung kollektiver Akteure sowie umfassenderer institutioneller und zeit-räumlicher Kontexte.

Übungsaufgaben:



- Diskutieren Sie das Verhältnis der Theorien von Mead und Schütz!
- Erläutern Sie, welche Rolle Wissen für die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit spielt!
- Diskutieren Sie, ob und inwiefern sich SI und sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie unterscheiden!
- Wenden Sie das Modell von objektiver und subjektiver Wirklichkeit auf ein selbst gewähltes Beispiel an!

5 Ethnomethodologie

Einen deutlich anders akzentuierten Anschluss an das Werk von Alfred Schütz als denjenigen, den wir gerade kennen gelernt haben, nahm der US-amerikanische Soziologe Harold Garfinkel etwa ab Mitte der 1950er Jahre vor. Er erfand dafür den Begriff der „Ethnomethodologie“. Garfinkel hatte bei Talcott Parsons studiert und auch promoviert; von ihm – bzw. durch Parsons vermittelt: von Emile Durkheim und Thomas Hobbes (1588-1679) – übernahm er das Interesse an der Untersuchung sozialer Ordnung. Allerdings schien ihm, der auch Veranstaltungen von Alfred Schütz besucht hatte und sich für die Phänomenologie von Husserl interessierte, die von Parsons angebotene Lösung dieses Problems völlig unzureichend. Gerade die Annahmen von Schütz über die Prozesse der Sinnkonstitution und die Motivationen des Handelns gaben ihm ein Analysewerkzeug in die Hand, um in seiner Dissertation darin den 1940er Jahren das Parsonianische Handlungsmodell (vgl. Bd.1, S. 194ff.) anzugreifen. Denn Parsons könne mit seinem normorientierten, starren Handlungsbegriff und Rollenkonzept die notwendigen Interpretationsleistungen, die in den Handlungsvollzug eingebaut sind, nicht berücksichtigen. Garfinkels Kritik an Parsons Rollenkonzept und an dessen Handlungsbegriff ist ziemlich scharf: Er wirft ihm vor, soziale Akteure als „kulturelle Deppen“ („cultural dopes“) oder „Deppen ohne eigenes Urteilsvermögen“ („judgmental dopes“; Garfinkel 1967: 68) hinzustellen, deren Handeln von allgemeinen Norm- und Wertsystemen gesteuert werde, ohne dass ihnen dabei ein besonderer und aktiver Eigenanteil zugerechnet werden könne. Handelnde erschienen hier als simple Marionetten der kulturellen Systeme. „By ‘cultural dope’ I refer to the man-in-the-sociologist’s-society who produces the stable

Parsons sieht soziale Akteure als ‚kulturelle Deppen‘

features of the society by acting in compliance with preestablished and legitimate alternatives of action that the common culture provides.“ (Garfinkel 1967: 68)

Man muss das tatsächliche Tun untersuchen, durch das soziale Akteure ‚Ordnung‘ erzeugen

Ethnomethoden

Hinter einer solchen Kritik standen Garfinkels eigene Erfahrungen aus verschiedenen Untersuchungen zu Gerichtsprozessen, in denen es um Morde unter Schwarzen, Weißen bzw. zwischen Weißen und Schwarzen ging. Dabei hatte er festgestellt, dass die Geschworenen keineswegs einfach eine Rolle ausführten und die bestehenden Gesetze und Normen im eindeutigen Vollzug auf die verhandelten Fälle bezogen. Vielmehr boten sie erhebliche interpretative Kreativität auf, um die jeweiligen Fälle zu beurteilen und ihre unterschiedlich ausfallenden Urteile dann auch zu begründen. Dies geschah etwa in der Unterscheidung von ‚Fakten‘ und ‚Meinungen‘ oder in der Beurteilung ‚überzeugenden Beweismaterials‘ (vgl. Heritage 1984: 4). Demgegenüber schien die Annahme einer Verhaltenssteuerung durch Normen und Wertsysteme einfach unangemessen. Statt also, wie Parsons, diese Frage durch eine ausgearbeitete Theoriekonstruktion und ein Modell dieses Ordnungszusammenhangs anzugehen, schlug er vor, empirisch zu untersuchen, wie die Gesellschaftsmitglieder für soziale Ordnung sorgen, d.h. wie sie in ihrem ganz praktischen und alltäglichen Tun – einschließlich des Redens – gleichsam routinetaf die Ordnung sozialer Phänomene erzeugen, herstellen, stabilisieren, verteidigen (oder auch angreifen). Garfinkel bezeichnete solche Alltagstechniken der Herstellung von Ordnung, die sich ebenso in privaten Kontexten wie auch am Arbeitsplatz, nicht zuletzt auch in den Wissenschaften je unterschiedlich finden lassen, als „Ethnomethoden“, also als die Methoden der Ethnien, Stammesvölker, besser: der Gesellschaftsmitglieder in den jeweiligen Praxiskontexten. Ethnomethodologie ist dann das Forschungsprogramm, das diese Methoden untersucht. Geht man von einem weiten Wissensbegriff aus, dann kann man die Ethnomethodologie durchaus der Wissenssoziologie zurechnen: Sie untersucht Methoden bzw. Kompetenzen der Ordnungsherstellung im praktischen Tun. Dies schließt sowohl Wissensbestände wie auch Körperpraktiken, Sprach- und Handlungskompetenzen ein.

Garfinkel bezeichnet Alltagstechniken der Herstellung von Ordnung, die sich ebenso in privaten Kontexten wie auch am Arbeitsplatz, nicht zuletzt auch in den Wissenschaften je unterschiedlich finden lassen, als „Ethnomethoden“, also als die Methoden der Ethnien bzw. der Gesellschaftsmitglieder in den jeweiligen Praxiskontexten. Ethnomethodologie ist das Forschungsprogramm, das diese Methoden untersucht.

Die Ethnomethodologie untersucht die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit im praktischen Tun der Gesellschaftsmitglieder

In einer späten Veröffentlichung (Garfinkel 2002) betont Garfinkel, sein Programm drehe sich letzten Endes darum, eine berühmte Formulierung von Emile Durkheim endlich ernst zu nehmen. Durkheim hatte ja gefordert, die sozialen Phänomene wie „Dinge“ zu betrachten und von deren „objektiver Realität“ auszugehen. Garfinkel schlägt vor, dass „im Gegensatz zu bestimmten Auffassungen von Durkheim ... folgende Lehre angenommen und als Untersuchungsverfahren verwendet wird: Die objektive Realität der sozialen Tatsachen ist *als* eine andauernde Hervorbringung der konzertierten Handlungen des Alltags ... ein fundamentales Phänomen.“ (Garfinkel 1967: VII, hier zitiert nach der Überset-

zung in Zimmerman/Pollner 1976: 79). Dies bedeutet für Garfinkel, die soziale Konstruktion oder Herstellung dieser „Dinge“ in den Blick zu nehmen, d.h. das konkrete Handeln und die Praktiken, durch die und in denen die „sozialen Dinge“ (und beispielsweise auch „wissenschaftliche Fakten“) gemacht werden. Mit anderen Worten: Die Ethnomethodologen analysieren die Methoden, die Menschen in ihrem Alltagsleben zur Konstruktion der sozialen Wirklichkeit nutzen. Das lässt sich anhand der bereits erwähnten Studie über Geschworenenurteile illustrieren. Entsprechende Untersuchungsfragen können dann lauten: Mit welchen Methoden versichern sich die Geschworenen der Angemessenheit ihrer Tätigkeit? Wie konstruieren sie eine gemeinsame moralische Ordnung der Welt, die Ihnen als Richtgröße zur Beurteilung des unter Anklage stehenden Verhaltens dient? Wie erzeugen sie also die „Richtigkeit“ ihres Urteils (vgl. Psathas 1980: 271)?

Dabei gilt es allerdings aus der Sicht der Ethnomethodologie – und das ist der *wesentliche Unterschied* zu den anderen hier vorgestellten Ansätzen des Interpretativen Paradigmas – auf die Frage nach den Situations-Deutungen oder ‚subjektiven Sinnbezügen‘ zu verzichten. Stattdessen wird das, was die Handelnden tun, der tatsächliche Handlungsvollzug als die der Analyse einzig zugängliche Erscheinungsweise der Interpretation begriffen: *Das Handeln selbst ist die Interpretation*. Garfinkel und die Ethnomethodologie interessieren sich dafür, wie Situationen in ihrem Vollzug durch die beteiligten Gesellschaftsmitglieder erzeugt und organisiert werden. Deswegen muss sich die soziologische Analyse auf „natürliche Daten“ und das Beobachtbare „Wie?“ der Handlungsvollzüge („doing“), durch die Ordnung hergestellt wird, konzentrieren:

Die Frage nach den Situationsdeutungen wird abgelehnt

„Garfinkel und konsequenter noch Harvey Sacks stellen sich immer wieder die Frage ‚Wie wird eine Handlung zustandegebracht?‘ ... [Sie sprechen] von der ‚Durchführung‘ (doing) solcher Alltagshandlungen wie Reden, Fragen, Argumentieren, um zu betonen, daß es sich dabei um ein stets neu in Gang zu bringendes Tun handelt, das mehr impliziert, als mit dem traditionellen Handlungsbegriff ausgedrückt ist. Mit der Unzahl solcher tagtäglicher Handlungen stellen die Mitglieder ihre soziale Ordnung her. (...) Dieses Insistieren auf dem (methodischen) ‚Durchführungs‘aspekt des Handelns, auf dem Wie-es-gemacht-wird, auf dem Wie-es-zu-machen-ist, auf dem praktischen Hervorbringen von Handlungen, samt allen ihren Merkmalen, legt das frei, was den Ethnomethodologen am sozialen Geschehen interessiert, und zeigt den Bereich auf, gegenüber dem er seine ‚ethnomethodologische Indifferenz‘ ausspielt.“ (Weingarten/Sack 1976: 13; vgl. zum Begriff des ‚doing‘ Garfinkel/Sachs 1976: 148)

Die Ethnomethodologie verzichtet auf die Frage nach den Situations-Deutungen oder ‚subjektiven Sinnbezügen‘. Stattdessen wird das, was die Handelnden tun, der tatsächliche Handlungsvollzug („doing“) als die der Analyse einzig zugängliche Erscheinungsweise der Interpretation begriffen: *Das Handeln selbst ist die Interpretation*.

Die Ethnomethodologie verfolgt eine quasi-objektivistische Perspektive

Gewiss werden vielfach auch Formen der teilnehmenden Beobachtung eingesetzt, damit notwendige Verstehenskompetenzen im Hinblick auf die vorliegenden Daten erworben werden. Aber dies geschieht doch in einer Forschungshaltung, die sich deutlich von derjenigen der anderen Positionen des Interpretativen Paradigmas unterscheidet. Der Ethnomethodologie geht es nämlich keineswegs um den Nachvollzug von Handlungsmotiven, um die Teilnehmerperspektive oder die interaktive Prozessierung symbolischer Ordnungen. Vielmehr zielt sie gleichsam „quasi-objektivistisch“ und von ‚außen‘ auf die Analyse der Methoden sozialer Ordnungserzeugung, die den TeilnehmerInnen sozialer Praxiszusammenhänge zwar routinehaft vertraut sein mögen (und, wenn sie „kompetent“ sein wollen, als „praktisches Wissen“ auch vertraut sein müssen!), aber nicht notwendig von ihnen bewusst eingesetzt und reflektiert werden.¹⁶

Harold Garfinkel (geb. 1917)

Harold Garfinkel wurde 1917 in Newark, New Jersey als Kind einer jüdischen Familie geboren; sein Vater hatte ein kleines Möbelgeschäft. Er besuchte Ende der 30er Jahre an der University of Newark einige wirtschaftswissenschaftliche Kurse. Im Herbst 1939 wechselte Garfinkel an die University of North Carolina (Chapel Hill) und begann sein Soziologiestudium; auch belegte er Veranstaltungen zur Phänomenologie. Seine 1942 fertiggestellte Abschlussarbeit behandelt Gerichtsverfahren über ‚inter- und intrarassische Mordfälle‘. Er stellte fest, dass die Gerichte je nach ‚Mordkonstellation‘ unterschiedlich verfahren und dies auch unterschiedlich begründeten. In den 1940er Jahren entwickelte Garfinkel seine soziologischen Ideen weiter. Gleichzeitig interessierte ihn die Phänomenologie von Edmund Husserl und Alfred Schütz. Nachdem er einige Zeit bei der Air Force gedient hatte, ging Garfinkel nach Kriegsende nach Harvard und promovierte bei Parsons („The Perception of the Other: A Study of Social Order“, 1952). Nach mehreren Zwischenstationen wechselte Garfinkel im Herbst 1954 an die University of California in Los Angeles, wo er bis zu seiner Emeritierung 1987 lehrte und forschte. Neben Garfinkel waren an der Ausarbeitung der Ethnomethodologie seine Schüler Aaron Cicourel und Egon Bittner sowie, vor allem im Hinblick auf die Konversationsanalyse, Harvey Sacks, Emmanuel Schegloff (Berkeley) und Gail Jefferson (UCLA) beteiligt.



Lektürevorschlag:

Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall Inc., S. 116-149 [Auszug aus dem Fallbeispiel ‚Agnes‘].

¹⁶ Es gibt eine umfangreiche Diskussion zwischen der Ethnomethodologie und anderen Positionen des Interpretativen Paradigmas. Strittig ist dabei insbesondere die Frage, welche Interpretationsprozesse das analytische Vorgehen der EthnomethodologInnen selbst impliziert, und inwiefern diese im Fortgang der Analyse reflektiert werden, ob also mit anderen Worten die behauptete quasi-objektivistische Herangehensweise überhaupt möglich ist.

- Garfinkel, Harold (1980): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, S. 189-210 [1959/1961].
- Vertiefungen: Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall Inc. (Zusammenstellung grundlegender Aufsätze).
- Heritage, John (1984): *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press (empfehlenswerte Einführung).
- Patzelt, Werner J. (1987): *Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags*. München: Wilhelm Fink Verlag (enthält im ersten Teil eine theoretische Systematisierung von Grundannahmen der Ethnomethodologie, dann einen Überblick über ausgewählte Studien und schließlich eine Diskussion der Anwendungsmöglichkeiten in der Politikwissenschaft).
- Webseiten: International Institute for Ethnomethodology and Conversation Analysis www.iiemca.mrl.nott.ac.uk (Stand vom 02.02.07)

5.1 Agnes und die Frage, wie Geschlecht ‚getan‘ wird

Bevor die Grundannahmen der Ethnomethodologie weiter vorgestellt werden, soll zunächst ein Beispiel die Position illustrieren. In den 1950er Jahren arbeitete Harold Garfinkel in der medizinischen Abteilung der University of California in Los Angeles im Department für Psychiatrie. Unter anderem war er dort beratend mit Fällen der (biologischen) Zweigeschlechtlichkeit beschäftigt, d.h. mit Personen, die sowohl männliche wie auch weibliche Geschlechtsmerkmale besaßen und ihren offiziellen und körperlichen Geschlechtsstatus verändern bzw. vereinheitlichen wollten (also zu weiblich oder männlich). Eine der Personen, mit denen Garfinkel in diesem Zusammenhang ab November 1958 mehrere Gespräche führte, hieß Agnes (vgl. Garfinkel 1967: 116-185). Agnes arbeitete als Typistin bei einer Versicherung. Sie war damals eine 19jährige junge Frau mit weiblichen Körperformen, aber voll entwickelten primären männlichen Geschlechtsorganen; sie war als ‚Junge‘ zur Welt gekommen und wurde als Kind entsprechend erzogen. Sie erzählte jedoch, sie habe sich schon immer als Mädchen bzw. als Frau gefühlt; es sei ihr in ihrer Kindheit nie gelungen, ein ‚richtiger‘ Junge zu sein und sich so zu verhalten. Mit der Pubertät hätten sich dann ihr Busen und sonstige weibliche Körperformen entwickelt; sie sei also schon immer, von Natur aus eine Frau gewesen. Dies sei nur durch eine merkwürdige Laune der Natur in Gestalt von Penis und Hoden fälschlicherweise überdeckt worden. Seit der Pubertät sei klar, dass sie sowohl psychisch wie körperlich letztlich und eigentlich eine Frau sei. Deswegen habe sie schließlich im Alter von 17 Jahren auch begonnen, als Mädchen bzw. dann als junge Frau zu leben. Garfinkel ist von ihrer weiblichen Erscheinung sichtlich beeindruckt:

Wie man(n) zur Frau wird

„Agnes’ appearance was convincingly female. She was tall, slim, with a very female shape. Her measurements were 38-25-38. She had long, fine dark-blonde hair, a young face with pretty features, a peaches-and-cream complexion, no facial hair, subtly plucked eyebrows, and no makeup except for lipstick. At the time of her first appearance she was dressed in a tight sweater which marked off her thin shoulders, ample breasts, and narrow waist. Her feet and hands, though somewhat larger than usual for woman, were in no way remarkable in this respect. Her usual manner of

dress did not distinguish her from a typical girl of her age and class.” (Garfinkel 1967: 119)

Doing Gender:
Geschlechtszugehörigkeit
als Handlungsvollzug

In unseren Gesellschaften gilt der biologische Status des Männlichen und des Weiblichen als eine durch den Besitz von Penis oder Vagina qua Natur vorgegebene fundamentale und lebensbestimmende dichotome Kategorie, mit der geschlechtsadäquate Normen und moralische Verpflichtungen verknüpft sind. Da es sich hier um einen qua Geburt vermittelten und damit gleichsam ‚natürlichen‘ Status handelt, ist ein dauerhafter und tatsächlicher Wechsel zwischen den Geschlechterkategorien im Lebenslauf einzelner Menschen nicht vorgesehen (wenn man von vorübergehenden ‚Maskeraden‘ etwa beim Theaterspielen, im Fasching, bei Kinderspielen usw. absieht). Dennoch gibt es immer wieder Menschen, die mit den körperlichen Merkmalen einer Geschlechtsgruppe geboren werden, sich aber dann der anderen Geschlechtsgruppe zugehörig fühlen. Wie erwähnt, war Agnes zunächst als Junge erzogen worden und lebte dann ab ihrem 17. Lebensjahr als Mädchen bzw. junge Frau. Sie trug entsprechende Kleidung, sprach mit veränderter Stimme, bewegte sich anders, hatte über mehrere Jahre hinweg einen ‚Boyfriend‘ usw.

Agnes ist für Garfinkel und die Ethnomethodologie gerade deswegen als Fall interessant, weil sie sich das, was Mädchen sonst gleichsam ‚nebenbei‘ in ihrer Erziehung lernen – wie sie sich ‚weiblich‘ anziehen, bewegen, verhalten usw. – bewusst aneignen musste. Sie war gezwungen, die „Ethno-Methoden“ zu erwerben, durch die sie anderen gegenüber überzeugend als Mädchen und später dann als junge Frau erscheinen würde, obwohl sie ja weiterhin einen Penis und einen Hodensack besaß. Auch musste sie verschiedene Verbergungstechniken entwickeln, damit ihr ‚Geschlechtsstigma‘ nicht auffiel, beispielsweise beim Baden, am Strand oder beim Sport in den Umkleidekabinen. Zu den von Agnes eingesetzten Methoden zählte der heimliche Austausch von Urinproben beim Arzt, der Hinweis, ‚nicht in Stimmung fürs Baden im Meer‘ zu sein, gerade unter weiblichen ‚Unpässlichkeiten‘ zu leiden usw. Deutet man das, was Agnes praktisch tat, aus der Perspektive der Ethnomethodologie, dann lässt sich sagen, dass sie verschiedene Ethnomethoden einsetzte, um im normalen Alltagsleben, gegenüber ihrem Freund oder auch an ihrem Arbeitsplatz in den jeweiligen Interaktionsprozessen die normale Geschlechterordnung aufrechtzuerhalten, indem sie sich eindeutig einer Geschlechtskategorie zuordnete. Und dies war ein zwar zunehmend routinisierter, letztlich aber doch von ihr aktiv gestalteter Vorgang. Das ist ja genau das, was Garfinkel interessiert: wie Gesellschaftsmitglieder soziale Ordnung – hier durch den praktischen Vollzug von Geschlechterzuordnungen – praktisch herstellen. In unseren praktischen Lebensvollzügen stellen wir in vergleichbarer Weise permanent unsere Geschlechtszugehörigkeit her. Im Anschluss an Diskussionen der feministischen Theoriebildung wird hier von „Doing Gender“ (Gildemeister/Wetterer 1992; Kessler/McKennas 1978; West/Zimmermann 1987) gesprochen. Später stellte sich im Übrigen heraus, dass Agnes seit ihrem 12. Lebensjahr heimlich Hormone (Östrogene) geschluckt hatte, dass sie also keineswegs, wie von ihr vorher behauptet, von selbst weibliche sekundäre Geschlechtsmerkmale ausgebildet hatte, sondern dass auch dieser

Feministische
Theorie

Teil ihres Geschlechterstatus von ihr aktiv hergestellt worden war (Garfinkel 1967: 285ff).

5.2 Soziale Ordnung als Ergebnis von Handlungsvollzügen

Die theoretischen Grundannahmen Garfinkels sind stark an das Programm von Alfred Schütz angelehnt (vgl. Garfinkel 1980; Garfinkel 1990: 26ff; vgl. Kapitel 4.1). Garfinkel schließt an dessen Analysen zur intersubjektivität der alltäglichen Lebenswelt an. Während Schütz sich mit diesen Problemen in erster Linie in sozialtheoretischen Abhandlungen und phänomenologischen Analysen beschäftigte, nimmt Garfinkel eine strikt *empirische* Perspektive ein: Er fragt danach, wie Gesellschaftsmitglieder bzw. Handelnde in tatsächlichen Situationen Wissen konstituieren und die soziale Ordnung der ablaufenden Prozesse und Phänomene herstellen. Die von Schütz beschriebenen Idealisierungen und Generalthesen der intersubjektivität der Lebenswelt fließen in Garfinkels Konzeption von „Basisregeln“ der interaktiven Herstellung von Ordnung im Handlungsvollzug ein (Garfinkel 1990: 30ff [1963]).¹⁷ Dazu zählt die Ethnomethodologie etwa

Basisregeln der
Herstellung sozialer
Ordnung

- die wechselseitige Unterstellung der Rationalität bzw. ‚Vernünftigkeit‘ des Denkens und Handelns sowie der Wirklichkeitsannahmen eines Gegenüber nach Maßgabe des ‚gesunden Menschenverstandes‘;
- die Annahme, die Perspektive der Anderen hinreichend verstehen zu können;
- das Denken in der zweifelsfreien und pragmatischen natürlichen Einstellung der alltäglichen Lebenswelt;
- die Typenhaftigkeit der Verstehensprozesse und des Wissens;
- die Idealisierungen des „und so weiter“ (Kontinuität) und des „ich kann immer wieder“ (Wiederholbarkeit);
- die Generalthese der „Reziprozität der Perspektiven“, bestehend aus der „Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standpunkte“ und der Idealisierung der „Kongruenz der Relevanzsysteme“ (beispielsweise auch der hinreichenden Übereinstimmung bezüglich der Situationsdefinition und der angemessenen Interaktionsform).

Für Garfinkel war Agnes ein ‚lebendes Krisenexperiment‘, weil sich hier angesichts der Bewusstheit, mit der sie ihren weiblichen Status herstellen musste, die Methoden beobachten ließen, die sonst von Menschen ohne größere Reflexion und permanent zur Herstellung der sozialen Geschlechterordnung eingesetzt werden. Mit seinen Studenten und Studentinnen führte Garfinkel selbst zahlreiche tatsächliche „Krisenexperimente“ durch, mit denen er Grundannahmen über die Normalität und Ordnung von Wirklichkeit erschüttern und dadurch in ihrer Geltungskraft prüfen wollte. Diese Krisenexperimente trugen ihren Namen des-

Krisenexperimente:
Die Basisregeln im
Test

¹⁷ Entsprechende Ausführungen finden sich nicht nur bei Garfinkel, sondern ebenso bei Aaron Cicourel, George Psathas, Harvey Sachs u.a. Vgl. auch Zimmermann/Pollner (1976) und Schütz/Luckmann (1979).

wegen, weil sie künstlich starke Irritationen normaler Interaktionsvollzüge herbeiführten und dabei zum Teil heftige Abwehrreaktionen der ‚Versuchskaninchen‘ hervorriefen. Sie hatten eine gewisse Nähe zu den Happenings der Alternativbewegung in den frühen 1960er Jahren, und manche Kritiker sehen darin auch einen der Schlüssel zum zunehmenden Interesse an der Ethnomethodologie.

Das Prinzip der Krisenexperimente ist uns heute vertraut, wenn wir an Fernsehformate wie „Verstehen Sie Spaß?“ usw. denken. Es geht darum, in eine für sich genommen banale und alltägliche Situation eine Irritation einzubauen, also eine Abweichung von dem, ‚was normalerweise als nächstes passiert‘ oder ‚wie man sich normalerweise da und da verhält‘. Dabei wird zweierlei sichtbar: die Art und Weise der Methoden, mit denen Gesellschaftsmitglieder normalerweise Ordnung erzeugen und ihre Versuche, solche Störungen wieder zurück in etwas ‚Ordentliches‘ zu überführen. Ein Beispiel dafür sind die folgenden, von Garfinkel mit seinen StudentInnen durchgeführten Experimente, die darauf zielen, die „Basisregeln“ der intersubjektiven Verständigung und Ordnungserzeugung nachzuzeichnen, in dem sie das alltagsweltliche „Vertrauen“ in wechselseitiges Verstehen unterminieren (vgl. insbes. Garfinkel 1990 [1963]; vgl. auch den folgenden Schaukasten S. 120):

- In einem berühmten Experiment forderte er seine StudentInnen auf, sich zuhause bei ihren Eltern über eine gewisse Zeit als Fremde zu benehmen, also beispielsweise danach zu fragen, ob sie sich setzen dürfen, ob sie etwas zu trinken haben könnten, wo der Kühlschrank stehe usw. und dann die eigenen inneren Reaktionen und die Reaktionsweisen der anderen Beteiligten zu beobachten.
- In einem anderen Experiment sollte während eines Gesprächs der Nasenabstand zum Gegenüber auf wenige Zentimeter verringert und die Reaktionen beobachtet werden.
- Ein weiteres Beispiel war eine fingierte Beratungssitzung, in der ein angeblicher Experte auf Fragen von Ratsuchenden nach einem vorher festgelegten Ja/Nein-Schema antwortete. Hier ging es darum, wie die Ratsuchenden selbst aus den völlig willkürlichen und inkonsistenten Antworten eine insgesamt sinnvolle Reaktion deuteten.

Solche „Krisenexperimente“ zielten darauf, indirekt zu erkunden, was diese „Basisregeln“ (Cicourel 1980), also die „normalen“ Formen, Methoden oder Routinen der Ordnung sozialer Prozesse sind, beispielsweise welche Unterstellungen wir immer ungeprüft ‚mitlaufen‘ lassen, wenn wir uns mit anderen unterhalten oder wenn wir mit anderen konkret etwas tun. Schließlich lässt sich dadurch auch in Erfahrung bringen, über welche Mittel wir verfügen, um möglichst lange so etwas wie „Normalität“ aufrechtzuerhalten bzw. Situationen und Personen, die uns irritieren, soweit in verfügbare (kognitive) Schemata einzuordnen, bis alles wieder ‚geklärt‘ erscheint – und wenn das auch durch die Annahme geschieht, das Gegenüber leide gerade unter einem Sonnenstich und sei deswegen zur Zeit etwas durcheinander.

Krisenexperimente als Untersuchungsverfahren zur Aufdeckung der Basisregeln des Alltagswissens:

Demonstration: Bruch mit der Annahme der wechselseitigen Übereinstimmung der Relevanzstrukturen (Garfinkel 1990: 36ff [1963])

VP = Versuchsperson

E = Experimentator

Bsp.: „Reifenpanne“:

„Die Versuchsperson erzählte dem Experimentator, da die beiden Mitbenutzer desselben Wagenparks waren, gerade davon, daß sie am vorhergehenden Tag während der Fahrt zur Arbeit eine Reifenpanne gehabt habe.

(VP) Ich hatte eine Reifenpanne.

(E) Was meinst du damit, daß du eine Reifenpanne hattest?

Der Student berichtet: Sie erschien im Augenblick wie betäubt. Dann antwortete sie mit feindseligem Unterton: ‚Was meinst du mit deiner dummen Frage: ‚Was meinst du damit?‘ Eine Reifenpanne ist eine Reifenpanne. Genau das meine ich und nichts sonst. Was für eine verrückte Frage!‘

Bsp.: Die Freundin

„(VP) Hallo Ray, wie fühlt sich deine Freundin?

(E) Was meinst du mit der Frage, wie sie sich fühlt? Meinst du das körperlich oder geistig?

(VP) Ich meine: wie fühlt sie sich? Was ist denn mit dir los? (Er wirkte eingeschnappt.)

(E) Nichts. Aber erklär doch mal ein bisschen deutlicher, was du meinst.

(VP) Lassen wir das. Was macht deine Zulassung für die medizinische Hochschule?

(E) Was meinst du damit: ‚Was macht sie?‘

(VP) Du weißt genau, was ich meine.

(E) Ich weiß es wirklich nicht.

(VP) Was ist mit dir los? Ist dir nicht gut?“

(beide Beispiele entnommen aus Garfinkel 1980: 206)

In den vorangehenden Beispielen wird deutlich, dass eine Verletzung der Unterstellung weitgehend deckungsgleicher Relevanzstrukturen sehr schnell in Interaktionsprozessen oder hier: in einer Konversation für Probleme sorgt. Das ist schon im Schützschen Verständnis der „Typisierungen“ angelegt. Wenn eine Person von ihrem ‚Freund‘ spricht oder etwas ‚cool‘ findet, also typisiertes Wissen benutzt, scheitert die weitere Interaktion, wenn versucht wird, genau zu bestimmen, was damit gemeint ist. Weiterhin wird unterstellt, dass die Deutungsperspektiven und Sinnverwendungen zwischen den Teilnehmern hinreichend übereinstimmen und dass sich die Bedeutung einzelner Elemente eines Interaktionsgeschehens aus seiner Einbettung in die Sequenzen des Ablaufs ergibt bzw. ergeben wird:

Die Basisregeln garantieren gelingende Interaktionen

„Die Tatsache, daß Personen im Ablauf von Alltagsgesprächen einander ohne übermäßigen Informationsverlust, ungebührliche Entstellungen, Verdrehungen oder Mißverständnisse Informationen vermitteln können, oder anders: dass sie einen roten Faden wechselseitig aufeinander abgestimmter Interaktion in Gang erhalten können, während sie ‚Gelegenheitsausdrücke‘ verwenden, scheint folgendes zu bedeuten: Jene Personen scheinen den ‚unausgesprochenen gemeinsamen Einvernehmenszusammenhang‘ anzuerkennen, den ‚jede Person wie wir‘ in einer mehr oder weniger ähnlichen und typischen Weise – so unterstellen sie – kennen mußte.“ (Garfinkel 1980: 203)

Dies lässt sich auch noch in anderer Weise verdeutlichen. Dazu forderte Garfinkel seine Studierenden auf, eine kurze Unterhaltung zu protokollieren und dann festzuhalten, was alles mitgedacht werden muss, damit die einzelnen Äußerungen für ein Gegenüber verständlich und stimmig erscheinen.

Bsp.: „Dana“¹⁸

Gesprochener Text		Hintergrundannahmen
Ehemann:	Dana hat es heute geschafft, einen Penny in die Parkuhr zu stecken, ohne hochgehoben zu werden.	Heute Nachmittag, als ich Dana, unseren vierjährigen Sohn, vom Kindergarten nach Hause brachte, schaffte er es, hoch genug zu reichen, um einen Penny in die Parkuhr zu stecken, als wir in einer Parkuhrenzzone parkten, wohingegen er früher immer hochgehoben werden mußte, um so hoch zu reichen.
Ehefrau:	Hast du ihn ins Schallplattengeschäft mitgenommen?	Wenn er einen Penny in die Uhr gesteckt hat, dann bedeutet das, daß du angehalten hast, während du mit ihm zusammen warst. Ich weiß, daß du entweder auf dem Weg, um ihn zu holen oder auf dem Rückweg an dem Schallplattengeschäft angehalten hast. War es auf dem Rückweg, so daß er bei dir war, oder hieltest du dort auf dem Weg, um ihn zu holen und irgendwo anders auf dem Rückweg?
Ehemann:	Nein, in den Schuhreparaturladen.	Nein, ich hielt an dem Plattenladen, auf dem Weg, um ihn zu holen und am Schuhreparaturgeschäft auf dem Heimweg, als er bei mir war.
Ehefrau:	Wofür?	Ich kenne einen Grund, warum du am Schuhreparaturgeschäft angehalten haben könntest. Warum hieltest du tatsächlich?
Ehemann:	Ich kaufte neue Schnürsenkel für meine Schuhe.	Wie du dich erinnern wirst, ist mir neulich ein Schnürsenkel an einem meiner braunen Oxford-Schuhe gerissen, weshalb ich anhielt, um neue Schnürsenkel zu kaufen.

¹⁸ Vgl. Garfinkel (1967: 25f); die Wiedergabe übernimmt die Übersetzung in Schneider (2002b: 23); vgl. auch Patzelt (1987: 154ff), wo verschiedene Krisenexperimente und die jeweils untersuchte Dimension erläutert werden.

Ehefrau:	Deine Freizeitschuhe brauchen unbedingt neue Absätze.	Ich dachte an etwas anderes, das du hättest erledigen können. Du hättest deine schwarzen Freizeitschuhe hinbringen können, die unbedingt neue Absätze brauchen. Du kümmerst dich besser möglichst bald darum.
----------	---	---

5.3 Theoretische Konzepte

Die Ethnomethodologie geht davon aus, dass die erwähnten Basisregeln den Handlungen, Interaktionen und damit auch Konversationen zugrundeliegen. Sie ermöglichen die Konstitution der alltäglichen Wirklichkeit als ein „*ongoing accomplishment*“, d.h. als fortlaufend durch Handlungsvollzüge, durch permanentes „*doing*“ erreichte und hergestellte stabile Ordnung. Es handelt sich um eine „Vollzugswirklichkeit“. In ihren Untersuchungen haben Garfinkel & Co verschiedene Konzepte entwickelt, mit denen sich die Aufrechterhaltung von Wirklichkeitsordnungen (einschließlich der Interaktionsordnungen) genauer beschreiben lässt. So charakterisieren sie beispielsweise den in sozialen Begegnungen eingesetzten Alltagswissensbestand und seine Verwendung durch folgende Merkmale: Zunächst spielt die *Indexikalität* der benutzten Sprache eine zentrale Rolle; Husserl, sprach diesbezüglich von „okkasionellen Ausdrücken“ (Garfinkel 1980: 202ff sowie den ebd.: 210ff mit Sacks verfassten Anhang zur Indexikalität; Garfinkel/Sacks 1976). Damit ist gemeint, dass sich die Bedeutung von Ausdrücken nicht abstrakt bestimmen lässt, sondern nur aus der Einbettung und Nutzung in der konkreten Situation und Gelegenheit verstanden werden kann. Gleichzeitig sind die benutzten Ausdrücke sehr vage. Sie können nur dann funktionieren, wenn nicht versucht wird, sie exakt zu bestimmen.

Aus den Untersuchungen werden theoretische Konzepte entwickelt

Vollzugswirklichkeit

Indexikalität

Im Rekurs auf einen Begriff des Wissenssoziologen Karl Mannheim spricht Garfinkel auch von der „*dokumentarischen Methode der Interpretation*“ (Garfinkel 1967: 76ff; Garfinkel 1980: 198ff). Mannheim hatte damit darauf hingewiesen, dass unterschiedlichen sozialen Phänomenen ein gleiches Grundmuster zugrunde liegt, das soziologisch analysiert werden kann. Das konkrete Phänomen ist dann ein „Dokument“, ein Ausdruck dieses Musters. Garfinkel betont – wie Alfred Schütz mit seinem Konzept der Typisierung – dass wir auch im Alltag ständig eine solche dokumentarische Methode der Interpretation anwenden, beispielsweise wenn wir uns angemessen in den oben beschriebenen Unterhaltungen benehmen, weil wir sie eben als Beispiel, als Dokument einer solchen Situation erkennen.

Dokumentarische Methode

Bei der „dokumentarischen Methode der Interpretation“ handelt es sich also nicht um ein wissenschaftliches Konzept der Ethnomethodologie, sondern um die Bezeichnung der Vorgehensweise des alltäglichen, praktischen Interpretierens in der alltäglichen Lebenswelt. Nicht anders geht natürlich die Ethnomethodologie vor, wenn sie sich ihren Untersuchungsgegenständen zuwendet. Da sie selbst ja auch eine praktische Art und Weise ist, Wirklichkeit und Wissen zu konstruieren, ist sie auf genau diejenigen „Methoden“ verwiesen, die auch die Alltagsmenschen verwenden – wobei es natürlich Unterschiede der ‚gültigen‘ und ‚akzeptierten‘ Argumentationen und im Ausmaß der Systematisierungen gibt. Die Methoden,

Reflexivität durch die die Ordnung solcher Prozesse hergestellt wird, sind zugleich die Methoden, durch die sie auch als prinzipiell ‚vernünftig‘, also begründbar (accountable) angesehen werden. Das ist der von Garfinkel immer wieder betonte selbstbezügliche, „reflexive“ Charakter der „accounting practices“.

Account, accountable Die Begriffe „accountable“ und „account“ sind nicht einfach ins Deutsche übertragbar und die verschiedenen Übersetzungen wählen dafür unterschiedliche Lösungen, z.B. als „praktische Erklärungen“, deren Formen und Akzeptanzbedingungen weiter nach Situationstypen unterschieden werden können. Sie sehen beispielsweise in einem Gerichtsverfahren anders aus als bei einem intimen Gespräch unter Freundinnen (vgl. Scott/Lyman 1976; Heritage 1984: 135ff; Patzelt 1987: 89ff). Sie zielen auf die Gründe, die einen Handlungs- oder Interaktionsverlauf als stimmig und sinnvoll, in diesem Sinne also als begründet erscheinen lassen, somit darauf, wie sich Gesellschaftsmitglieder beständig gegenseitig die Normalität und Ordnung der ablaufenden Prozesse anzeigen. Dazu zählt beispielsweise die erwähnte Verwendung indexikalischer Ausdrücke. Auch gibt es immer viele Weltbezüge, von denen, wie im obigen Beispiel des Münzeinwurfs in die Parkuhr („Dana“) von den Beteiligten angenommen wird, dass sie gegebenenfalls weiter erläutert werden können.

Kompetente Mitglieder Den sozialen Akteuren oder „kompetenten Mitgliedern“ eines situativen Kontextes wird so eine aktive Rolle im Interaktionsvollzug zugesprochen: Ihr Handeln folgt nicht einer vorgängigen Interpretation der Situation, sondern ist diese Interpretation, die den weiteren Verlauf gestaltet (vgl. Heritage 1984: 104ff). In einem Aufsatz mit dem Titel „What is ethnomethodology?“ fasste Garfinkel die Ergebnisse seiner Studien so zusammen: Gesellschaftsmitglieder benutzen zur Herstellung von und zum Umgang mit organisierten Alltagsangelegenheiten die gleichen Aktivitäten wie dazu, diese Settings „accountable“ zu machen, das heißt beobachtbar, erzählbar, begründbar, ‚vernünftig‘ usw. Dieser Prozess sei eine beständige und andauernde Vollzugswirklichkeit des „doing“, eben ein „ongoing accomplishment“ (Garfinkel 1967: 11).

Vollzugswirklichkeit (doing, ongoing accomplishment): soziale Ordnung wird permanent im praktischen Tun hergestellt

(kompetente) Mitglieder: der Begriff bezeichnet die an den untersuchten Handlungs- bzw. Interaktionsvollzügen beteiligten ‚praktischen Akteure‘ sozialer Zusammenhänge

Ethnomethoden: die Methoden, mit denen die Akteure der Praxis die Ordnung ihrer Interaktionen und Handlungen herstellen

Indexikalität: die Bedeutung von Handlungen und Ausdrücken ergibt sich aus der Einbettung und Nutzung in der konkreten Situation

dokumentarische Methode: wir orientieren unser Handeln daran, dass wir Phänomene als ‚Beispiel für dieses oder jenes‘ deuten und einordnen; diese Deutung wird permanent justiert und rejustiert

praktische Erklärungen (accounts): wir unterstellen, dass Interaktionsverläufe vernünftig (accountable) sind und dass sich für das Tun der Beteiligten von diesen selbst bei Bedarf Begründungen (accounts) einfordern und angeben lassen

Reflexivität: die Methoden, durch die Ordnung hergestellt wird, sind zugleich die Methoden, durch die sie als vernünftig oder begründbar erscheint

5.4 Bilanz und Aktualität der Ethnomethodologie

Obwohl Garfinkel nur wenige Schriften veröffentlicht hat, sind doch aus seinen Arbeiten und seinem Kollegenkreis einflussreiche Untersuchungsrichtungen innerhalb der qualitativen Sozialforschung entstanden.¹⁹ Zu nennen ist dabei neben der „*Doing gender*“-Forschung und Rezeptionen in der *feministischen Theoriedebatte*, die sich mit der Frage der Herstellung von Geschlechtszugehörigkeit im Handlungsvollzug beschäftigen,²⁰ zunächst vor allem die von Harvey Sacks (1990) und Emmanuel Schegloff (1990) ausgearbeitete, in Deutschland beispielsweise von Jörg Bergmann (2000) vertretene ethnomethodologische *Konversationsanalyse*. Dort wird das Untersuchungsprogramm der Ethnomethodologie auf sprachliche Interaktionen bezogen (Heritage 1984: 233ff). Stärker auf die Analyse des praktischen Tuns an Arbeitsplätzen hin ausgerichtet sind die von Garfinkel angeregten „*Studies of work*“, die organisatorische Kontexte in den Blick nehmen, beispielsweise in Schulen, Gerichten, bei der Polizei oder in Museen:

„Die ‘Studies of Work’ zeichnen sich aus durch das Bemühen, über die genaue Erfassung, Beschreibung und Analyse von realen Arbeitsvollzügen die situativen verkörpert Praktiken zu bestimmen, in denen sich die für diese Arbeit spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten materialisieren. Damit rücken Arbeitstätigkeiten in ihrer gegenständlichen, zeitlichen und sozialen Organisation ins Zentrum der Aufmerksamkeit.“ (Bergmann 2005: 639)

Aus der Ethnomethodologie sind verschiedene Forschungsprogramme hervorgegangen

Konversationsanalyse

Studies of Work

Mit ihrer Anwendung in der Wissenschaftsforschung, insbesondere in Laboruntersuchungen, hat diese Spezialisierung der Ethnomethodologie eine besonders aktive Sparte der ethnomethodologischen Forschung begründet. Dafür stehen stellvertretend die Studien von Karin Knorr-Cetina (1984) zur wissenschaftlichen „Fabrikation von Erkenntnis“ oder die Studie von Bruno Latour und Steve Woolgar über das „Laborleben“ (Latour/Woolgar 1979). Mit der Aktor-Netzwerk-Theorie, die in jüngerer Zeit auch als „Theorie der Verknüpfungen“ vorgestellt wird, hat vor allem Bruno Latour dem ethnomethodologischen Programm eine neue und starke theoretische Ausrichtung gegeben (Latour 2007).

¹⁹ Vgl. für einen knappen aktuellen Überblick Have (2004).

²⁰ Die gesellschaftliche Bedeutung der Geschlechtskategorie lässt sich allerdings nicht auf diesen Prozess des „doing“ reduzieren. Vgl. Gildemeister/Wetterer (1992); Kessler/McKenna (1978); West/Zimmermann (1987); Hirschauer (1993).

Die Ethnomethodologie vertritt einen ‚radikalisierten‘ Empirismus

Bis hin zu ihren neuesten Weiterentwicklungen ist die Ethnomethodologie häufig in einer „prinzipiellen Frontstellung gegenüber der traditionellen Soziologie“ (Weingarten/Sack 1976: 19f) aufgetreten. Sie wirft nämlich allen existierenden soziologischen Paradigmen und insbesondere auch den anderen interpretativen Ansätzen vor, unangemessene theoretische Modelle zu erfinden und sie den analysierten sozialen Phänomenen überzustülpen, also nur künstliches und ungeeignetes Wissen zu produzieren. Dagegen fordert sie einen radikalen Empirismus der Analyse ‚natürlicher Daten‘, der auf jegliche Unterstellung übersituativer Wirkmechanismen oder Ordnungsmodelle verzichten sollte, gerade weil der jeweilige soziale Prozess selbst schon immer seine eigene Ordnungsstruktur hervorbringe, die es zu erfassen gelte. Dazu schreibt beispielsweise Heritage:

„The studies-of-work programme addresses these issues by proposing to treat as relevant materials for analysis all exhibits of activity which are recognized as belonging to a domain of action by the participants to that domain. These materials are subjected to a rigorous naturalistic description in which the focus is on the production, management and recognition of specific, material competences as they are exhibited in real time and in settings in which their employment is recognizably consequential. Ordinary activities are thus examined for the ways in which they exhibit accountably competent work practice as viewed by practitioners.“ (*Heritage 1984: 302*)

Die Soziologie schlägt zurück

Diese Radikalität hat einerseits den Zusammenhalt der ethnomethodologischen Community befördert; andererseits aber auch starke Rezeptionsblockaden auf Seiten der ‚übrigen‘ Soziologie hervorgerufen. So wurde dem beständigen ethnomethodologischen Fragen nach dem „Wie“ der methodischen Konstruktion der Wirklichkeit vorgeworfen, letztlich nur banale Ergebnisse zu liefern und die ‚wirklich‘ interessanten soziologischen Themen und Fragestellungen unbeachtet zu lassen. Problematisch bleibt auch ihre eigene, naiv-realistische Analyseposition, welche die eben auch spezifischen Aufmerksamkeitskriterien und Bedingungen der eigenen Beobachtungsleistung ausblendet (vgl. insgesamt schon die Kritik bei Eickelpasch 1983; auch Patzelt 1987: 38ff). Jenseits dieser wechselseitig überzogenen Polemiken lässt sich in jüngerer Zeit eine stärkere ‚Anwendungsorientierung‘ der Ethnomethodologie beobachten. Ein Beispiel dafür wäre die von Jörg Bergmann u.a. durchgeführte Untersuchung über Krisenkommunikation im Flugzeugcockpit, die einen ganz praktischen und wohl unwidersprochenen Zweck verfolgt: Anhand einer Auswertung von aufgezeichneten Cockpitgesprächen, in denen unklare Situationen, beispielsweise Veränderungen von Landeflughäfen u.a. geklärt werden mussten, zielt die Konversationsanalyse hier darauf, ‚Defizite‘ der Kommunikationsprozesse – beispielsweise ein mehr oder weniger systematisches ‚Überhören‘ von Argumenten des Copiloten durch den Kapitän – zu bestimmen. Dann können im Vorfeld Schulungen durchgeführt werden, um entsprechende Abstimmungsprozesse im Cockpit zu verbessern – und im besten Falle die Zahl der Abstürze zu verringern (vgl. dazu die Online-Materialien von Bergmann auf <http://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/bergmann/cockpit/index.htm>; Stand vom 28.02.2007).

Übungsaufgaben:

- Erläutern Sie die Grundbegriffe der Ethnomethodologie an Beispielen!
- Überlegen Sie sich ein Krisenexperiment. Welche Basisregel wird damit getestet?
- Diskutieren Sie an einem selbst gewählten Beispiel vergleichend, welche Fragen der Symbolische Interaktionismus bzw. die Ethnomethodologie dazu formulieren würden?
- Was spricht für, was gegen das Plädoyer der Ethnomethodologie für die Analyse natürlicher Daten und den Verzicht auf ‚Sinnfragen‘?

6 Die Soziologie der Interaktionsordnung

Im Vergleich zu den bisher vorgestellten Ansätzen des Interpretativen Paradigmas fällt auf, dass mit dem Namen Erving Goffman kein ‚Schulen-Begriff‘ verbunden ist. Und das, obwohl es sich bei diesem kanadischen Autor um einen der meistgelesenen und erfolgreichsten Soziologen des 20. Jahrhunderts handelt, der weit über die Disziplinengrenzen hinaus auf öffentliches Interesse gestoßen ist. Dies kann schon als erster Hinweis auf seine Sonderstellung gelesen werden. Zwar wird sein Ansatz mitunter als „dramaturgische“ oder „dramatologische“ Perspektive vorgestellt (z.B. Hitzler 1992), und er selbst bezeichnete sich in einem Interview einmal als „soviel Symbolischer Interaktionist wie alle anderen“, aber er sei auch „Strukturfunktionalist“ im traditionellen Sinne – er könne und wolle sich nicht unter solch ‚nichtssagende‘ Etikette einordnen (Helle 2001: 160). Sein Wunschlabel sei allenfalls dasjenige eines Ethnographen des Großstadtlebens in der Chicagoer Tradition der Feldforschung, wie sie der weiter oben erwähnte Everett Hughes vorantrieb: „If I had to be labelled at all, it would have been as a Hughesian urban ethnographer.“ (Goffman in einem 1980 von Josef Verhoeven geführten Interview, zit. nach Helle 2001: 162). Am besten lässt sich Goffmans umfangreiches Werk wohl mit dem Begriff kennzeichnen, den er selbst kurz vor seinem Tod in seiner geplanten Präsidentschaftsansprache vor der *American Sociological Association* vorschlug. Demnach handelt es sich bei seinem Vorhaben weniger um eine Theorie als um ein Forschungsprogramm – die Untersuchung der „Interaktionsordnung“ (Goffman 1994a). Diese gelte es als ein soziales Phänomen eigenen Rechtes zu studieren, ganz so, wie die Soziologie beispielsweise auch Familienstrukturen oder die Wirtschaft analysiere. Mit der Interaktionsordnung ist die Strukturierung von „sozialen Situationen“, d.h. Situationen der Begegnung mindestens zweier gleichzeitig anwesender (koprä-senter) Personen gemeint, unabhängig davon, ob es sich um einen zufälligen und flüchtigen Kontakt oder um eine länger andauernde Situation handelt:

Ein Ethnograph der Interaktionsordnung

Dramatologischer Ansatz

Soziale Situationen

„Soziale Situationen definierten wir als Szenen der gegenseitigen Kontrolle. Der Forscher hat durchaus die Möglichkeit, diese sozialen Situationen als natürlichen Ausgangspunkt zu betrachten, von dem er das ganze gesellschaftliche Leben untersucht. Immerhin kommunizieren die einzelnen im vollen Sinne des Wortes in sozialen Situationen miteinander, und nur in ihnen können sie physischen Zwang aufein-

ander ausüben oder einander beleidigen, sexuell miteinander interagieren, sich durch Gesten bedrohen, einander lieblosen usw. Außerdem wird die meiste Arbeit dieser Welt in sozialen Situationen verrichtet. Daher ist es verständlich, daß wir in allen Gesellschaften gewisse Formen der Anpassung finden, darunter auch normative Zwangssysteme, die es ermöglichen, mit den für soziale Situationen typischen Chancen und Risiken umzugehen. Soziale Situationen interessieren uns deswegen, weil vor allem sie den Individuen die Möglichkeit bieten, mit Hilfe ihres Gesichts, ihres Körpers und kleinerer verfügbarer Materialien soziale Porträts von sich selbst zu entwerfen.“ (Goffman 1981b: 28)

Bausteine der Interaktionsordnung „Welche Art von Viechern finden wir im interaktiven Zoo?“ (Goffman 1994a: 68) Die erwähnten sozialen Situationen bestehen aus

- *Personen* als grundlegenden Trägerinstanzen und bewegliche Einheiten,
- *Begegnungen*, d.h. Ereignissen, bei denen ein Individuum in die Wirkzone eines anderen gelangt,
- *Ensembles* oder Teams, die zusammen agieren,
- *Ritualen*, die Interaktionsabläufe strukturieren, und
- *Bühnenformaten*, d.h. unterschiedlichen Arten und Ausstattungen der Situation.

Ensembles/Teams

Goffman greift in seinen Überlegungen auf die Ausführungen von Émile Durkheim zur gesellschaftlichen Funktion von Ritualen zurück (vgl. Bd.1, S. 124f. – Religiöse Praktiken und Gesellschaft). Auch ist ein deutlicher Einfluss von Georg Simmel (vgl. Bd.1, S. 137ff.) in seinen impressionistischen Ausführungen nicht zu übersehen. Ausgehend von Analysen heterogener empirischer Materialien – Protokolle teilnehmender Beobachtung, mehr oder weniger systematisierte andere Beobachtungen, Zeitungsmeldungen, Werbephographien, Spionageromane usw. – entwickelt Goffman Konzepte, um die ihn jeweils interessierenden typischen Muster oder Bausteine der „Interaktionsordnung“ zu bezeichnen. Dazu setzt er in seinen zahlreichen Büchern unterschiedliche Akzente: Er untersucht die Selbstdarstellung des Einzelnen in sozialen Begegnungen, die Identitätsbehauptung in „(totalen) Institutionen“ wie psychiatrischen Anstalten, das Verhalten auf öffentlichen Plätzen, aber auch die Darstellung von „Begegnungen“ zwischen den Geschlechtern im Alltag und in der Werbung, in sprachlichen Interaktionen oder allgemeiner die Bestimmung des Wirklichkeitsstatus von solchen Begegnungen. Auf einige dieser Aspekte wird im weiteren Verlauf der Darstellung Bezug genommen.

Goffmans Analyseinteresse richtet sich auf die „Interaktionsordnung“ als einem eigenständigen Gegenstandsbereich der Soziologie. Damit bezeichnet er soziale Situationen, in denen sich Menschen in irgendeiner Weise begegnen und in ihrem Verhalten aufeinander reagieren. Elemente der Interaktionsordnung sind Personen, Ensembles, Begegnungen, Rituale und Bühnenformate.

Erving Goffman (1922-1982)

Erving Manual Goffman wurde 1922 in Manville, Kanada geboren. Nach dem in der ersten Hälfte der 1940er Jahre absolvierten Bachelorstudium der Soziologie und Anthropologie an der Universität von Toronto wechselte er für das Masterstudium an die University of Chicago. Dort promovierte er 1953 bei Everett Hughes. Starke Einflüsse auf ihn hatten W. Lloyd Warner und der Kulturanthropologe Alfred Radcliff-Brown. Zwischenzeitlich hielt er sich an der Universität Edinburgh auf, von wo aus er die zwölfmonatigen Feldforschungen zu seiner Doktorarbeit auf den Shetlandinseln vor der schottischen Küste unternahm. Diese Studie über „Communication conduct in an Island Community“ schrieb er hauptsächlich in Paris. Von 1954-1957 arbeitete Goffman in Washington am National Institute of Mental Health und führte Feldforschungen im dortigen Urban Mental Hospital durch. 1958 ging er nach Berkeley an die University of California. Mit Unterstützung von Herbert Blumer bekam er 1961 eine Professur für Soziologie. Von 1968-1982 lehrte er an der University of Pennsylvania (Philadelphia) als Professor für Anthropologie und Soziologie. 1981-1982 war Goffman Präsident der American Sociological Association. Er starb 1982.

Lektürevorschlag:

Goffman, E. (1997): Wir alle spielen Theater. 7. Auflage. München, S. 5-34 [ursprünglich 1956].

Goffman, Erving (1994a): Die Interaktionsordnung. In: ders.: Interaktion und Geschlecht. Konstanz: UVK, S. 50-104.

Vertiefungen:

Goffman, Erving (1972): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1963] (Analyse des Umgangs mit Beeinträchtigungen).

Goffman, Erving (1973): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1961] (Untersuchung der Identitätsbehauptung in einer psychiatrischen Anstalt).

Goffman, Erving (1983): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper [1959] (berühmteste Studie; hier geht es um die Selbstdarstellung in sozialen Situationen).

Hettlage, Robert/Lenz, Karl (1991): Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern/Stuttgart: Haupt (Biographie und Werkdiskussionen).

Manning, Philip (1992): Erving Goffman and Modern Sociology. Cambridge: Polity Press.

Webseiten: Erving Goffman Biography: <http://people.brandeis.edu/%7Eteuber/goffman-bio.html> (Stand v. 02.02.07)

6.1 Interaktionsrituale

Situationen und ihre Menschen
Ritual
Interaktionsrituale

Goffmans Arbeiten unterscheiden sich von denjenigen der Symbolischen Interaktionisten durch die starke Betonung von gesellschaftlichen Strukturmustern in Gestalt von Ritualen, die in sozialen Begegnungen zum Einsatz kommen und als orientierende Regeln das Handeln der Beteiligten leiten, selbst dann, wenn letztere bewusst solche Regeln der Interaktion verletzen. In einer dafür einschlägigen Wendung in seinem Buch „Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation“ sprach Goffman davon, es ginge ihm nicht um „Menschen und ihre Situationen“, sondern um „Situationen und ihre Menschen“, genauer: um die Verhaltensregeln, welche die jeweiligen Handlungen verknüpfen und die Interaktionsmöglichkeiten strukturieren:

„Es sind jene Ereignisse, die im Verlauf und auf Grund des Zusammenseins von Leuten geschehen. Die Grundelemente des Verhaltens sind Blicke, Gesten, Haltungen und sprachliche Äußerungen, die Leute ständig in die Situation einbringen, unabhängig davon, ob diese Situation erwünscht ist oder nicht. (...) Ein Ziel der Verwendung dieses Materials [Untersuchungen über Tierverhalten, Kleingruppenforschung und Psychotherapie; Anm. RK] ist die Beschreibung natürlicher Interaktionseinheiten; angefangen bei der kleinsten Einheit, dem flüchtigen Mienenspiel, das zum Ausdruck bringen kann, daß man mit den Ereignissen Schritt hält, bis hin zu solchen Ereignissen wie wochenlangen Konferenzen, Interaktionsmonstren, die an der äußersten Grenze dessen liegen, was man als soziale Gelegenheit bezeichnen kann. Ein weiteres Ziel ist die Aufdeckung der normativen Ordnung, die innerhalb und zwischen diesen Einheiten herrscht, d.h. die Verhaltensregeln, die es überall gibt, wo Leute sind, unabhängig davon, ob es sich um öffentliche, halböffentliche oder private Orte handelt.“ (Goffman 1986: 7ff)

Die ethnomethodologische Frage nach dem situativen Wie der Handlungsvollzüge ist unzureichend
Glückungsbedingungen
Footling

Diese Betonung von strukturellen Elementen oder Mustern, die als „Rituale“ die Interaktionen formen, richtet sich auch gegen die Ethnomethodologie, für die sich einige seiner Schüler entschieden hatten. Denn die Ethnomethodologie vergesse ihrerseits die „Glückungsbedingungen“ („felicity conditions“) für die erfolgreiche Bewältigung von Situationen, d.h. die Hintergrundbedingungen (etwa Konstanten des räumlichen Settings, der übersituativen Bekanntheit von Personen, der eingenommenen sozialen Positionen), die erst die „Erdung“ bzw. das „footling“ von beispielsweise sprachlichen Äußerungen liefern. So kann nicht jeder das Mikrophon für die Präsidentschaftsansprache vor der Mitgliederversammlung der American Sociological Association übernehmen. Das setzt vielmehr einen langen Vorbereitungsprozess, entsprechende Wahlvorgänge, die Kenntnis von „Rahmungen der Situation“ (Goffman 1980) und vieles mehr voraus. Eine ethnomethodologische Analyse, die nur die situative Herstellung von Ordnung anvisiere, ist demnach niemals in der Lage, ein solches Interaktionsphänomen angemessen zu begreifen (vgl. Goffman 2005).

Das verletzte Selbst

Was Goffman an „Situationen und ihren Menschen“ insbesondere interessiert, das sind die sozialen Konventionen bzw. Rituale der Darstellung oder Präsentation ihres „Selbst“ durch die Menschen, die Aufrechterhaltung ihrer Identität und die Bezugnahme auf jeweils in Kopräsenz anwesende Andere. Im Anschluss an Émile Durkheim spricht er von einem modernen „Kult des Indivi-

duums“. Das Individuum werde als etwas „Heiliges“ betrachtet und die Funktion der Rituale bestehe im Wesentlichen darin, dieses Individuum vor ‚Verletzungen‘ zu bewahren:

„Ich verwende den Terminus Ritual, weil ich mich auf Handlungen beziehe, durch deren symbolische Komponente der Handelnde zeigt, wie achtenswert er ist oder für wie achtenswert er die anderen hält. (...) Das Image eines Menschen ist etwas Heiliges und die zu seiner Erhaltung erforderliche expressive Ordnung deswegen etwas Rituelles.“ (Goffman 1986: 24) Und ein paar Seiten weiter heißt es: „In diesem Aufsatz will ich einige der Bedeutungszusammenhänge analysieren, in denen dem Individuum in unserer urbanisierten, säkularisierten Welt eine Art Heiligkeit zugesprochen wird, die in symbolischen Handlungen entfaltet und bestätigt wird.“ (Goffman 1986: 54)

Rituale sind konventionalisierte, symbolisch aufgeladene Regelsysteme oder Codes, die unser Verhalten orientieren – Goffman spricht auch von den „Verkehrsregeln der sozialen Interaktion.“ (Goffman 1974). Geläufig sind uns sicherlich Begrüßungen und Verabschiedungen als stark ritualisierte (und häufig formalisierte) Momente von Interaktionen. Hier ist die Symbolik oder der symbolische Gehalt der Handlungen offensichtlich, etwa bei der ausgestreckten Hand, mit der die Begegnung eröffnet wird, oder beim Winken im Rahmen eines ‚schmerzlichen Abschieds‘. Solche Verhaltensweisen und Körperbewegungen bedeuten etwas über ihren eigentlichen Ablauf hinaus. In diesem Symbolverständnis spricht Goffman von ‚symbolischen Handlungen‘, nicht im allgemeineren Sinne des Symbolischen Interaktionismus. Zu den Interaktionsritualen gehören jedoch nicht nur solche Strukturmuster, die beispielsweise eine zeitliche oder hierarchische Ordnung und Struktur (den Beginn und Abschluss einer Begegnung; wer sitzt, wer muss stehen, wer hat Rederecht) zum Ausdruck bringen, und die vor allem in offiziellen, formalen Interaktionskontexten eine wichtige Rolle spielen (aber beileibe nicht nur dort!). Dazu gehören nach Goffman auch sehr viel weniger augenfällige Bestandteile von Interaktionen, etwa die grundsätzlich einem Alter Ego zunächst entgegengebrachte prinzipielle Anerkennung, ein ‚normales‘, ebenbürtiges, ‚interaktionswürdiges‘ Gegenüber zu sein. Beschämungen werden vermieden, kleinere Peinlichkeiten übergangen, ein allzu detailliertes Nachfragen auf zweifelhafte Äußerungen unterbleibt, auch wenn dennoch permanent Bestätigungen der eigenen Aufmerksamkeit für den Anderen gegeben werden müssen etc. Solche Verhaltensweisen gehören zu denjenigen Interaktionsritualen, die nach Goffman den immer ‚bis auf weiteres‘ bestehenden „Arbeitskonsensus“ für Interaktionen strukturieren. Sie beziehen sich nicht nur auf den Umgang mit den Anderen, sondern betreffen auch die permanente Kontrolle der eigenen Verhaltensweisen in der Interaktion, etwa die Aufrechterhaltung einer ‚normalen körperlichen Erscheinung‘, korrekte Sitzhaltungen und die Kundgabe von Bestätigungen durch Nicken, Blickzuwendung, zustimmende Laute usw. Dazu gehört auch die Einhaltung eines kulturspezifisch als angemessen geltenden Körperabstandes, der das „Territorium des Selbst“ nicht überschreitet bzw. in Situationen solcher Überschreitung – etwa beim Sex oder in überfüllten Fahrstühlen – durch verschiedenste Körpertechniken (beispielsweise im Fahrstuhl die Vermeidung direkten Augenkontaktes) abgefedert wird. Dazu

Die Schutzfunktion
der Rituale

Arbeitskonsens

Territorium des
Selbst

gehört auch die Regel, nicht ‚in fremden Sachen zu wühlen‘, bei privaten Essenseinladungen nicht das Schlafzimmer Anderer ausführlich zu inspizieren usw. Gewiss unterscheiden sich solche Rituale der gegenseitigen Anerkennung und Selbstdarstellung nach Art der jeweiligen sozialen Begegnungen, also etwa zwischen einem intensiven Arbeitsgespräch, einer feucht-fröhlichen Partyunterhaltung oder einer flüchtigen Begegnung zweier Fremder beim Überqueren der Straße. Insofern können ‚Zentrierungsgrade‘ von Interaktionen unterschieden werden:

(Nicht)-zentrierte
Interaktion

„Nicht-zentrierte Interaktion besteht aus den zwischenmenschlichen Kommunikationen, die lediglich daraus resultieren, daß Personen zusammenkommen, z.B. wenn sich zwei Fremde quer durch einen Raum hinsichtlich der Kleidung, der Haltung und des allgemeinen Auftretens mustern, wobei jeder das eigene Verhalten modifiziert, weil er selbst unter Beobachtung steht. Eine zentrierte Interaktion tritt ein, wenn Menschen effektiv darin übereinstimmen, für eine gewisse Zeit einen einzigen Brennpunkt der kognitiven oder visuellen Aufmerksamkeit aufrechtzuerhalten, wie etwa in einem Gespräch, bei einem Brettspiel ...“ (Goffman 1973a: 7)

Totale Institution

Die jeweiligen Regeln können sowohl in privaten wie in öffentlichen Begegnungen symmetrischen oder asymmetrischen Charakter haben. Letzteres gilt etwa für Etiketteformen zwischen den Geschlechtern: Der Mann hilft der Frau in den Mantel, nicht umgekehrt. Die Frau blickt in Werbebildern zum Mann auf; der Mann legt schützend seine Arme um sie (Goffman 1981a). Es gibt jedoch keine ‚ritualfreien‘ Bereiche der Interaktionsordnung, selbst nicht in den intimsten Interaktionen. Dies gilt auch für Rituale, die auf Degradierung, Enttarnung, Abwertung des Anderen zielen, etwa die verschiedenen ‚Entwürdigungen‘, welche die Aufnahme in eine Armee oder eine andere „totale Institution“ mit sich bringt, und die gewissermaßen die Negativ- oder Kehrseite der ‚normalen‘ Anerkennungsformen darstellen. Goffmans Analysen präsentieren so eine Fülle von Interaktionsritualen, die hier nicht erläutert werden können.

Interaktionsrituale sind Regelsysteme, die unser Verhalten in sozialen Situationen orientieren und darin den symbolischen Gehalt unserer Handlungen anleiten – Goffman spricht auch von den „Verkehrsregeln der sozialen Interaktion.“ Im Regelfall sind sie auf die Aufrechterhaltung eines ‚Arbeitskonsensus‘ der Interaktion bezogen, als dessen Grundprinzipien die wechselseitige Achtung und der Schutz der Identität des Gegenübers gelten.

6.2 Die Darstellung des Selbst

Die Welt als Bühne
des Selbst

Ein wesentlicher Teil der Arbeiten Goffmans kreist um die Frage, wie Individuen ihre Identität, ihr Selbst in sozialen Situationen präsentieren, d.h. wie sie sich gegenüber Anderen „darstellen“ und einen bestimmten „Eindruck“ machen wollen. Dafür hat er in seinem berühmtesten Buch „Wir alle spielen Theater. Die Präsentation des Selbst im Alltagsleben“ (1956/1959) den Begriff des Rollenspiels und die Metapher der ‚Welt als Bühne‘ herangezogen. Dieser Aspekt sei

Theatermetapher

nes Werkes wird mitunter als ‚dramatologischer‘ oder ‚dramaturgischer‘ Ansatz bezeichnet, auch wenn es sich dabei, bezogen auf sein Gesamtwerk, nur um einen Ausschnitt und keineswegs um ‚die‘ Grundperspektive Goffmans handelt.

Wenn Goffman von Darstellungen des Selbst spricht und damit all die Tätigkeiten bezeichnet, mit denen Interaktionsteilnehmer ihre Wahrnehmung durch die Anderen beeinflussen wollen, dann sind damit aktive Aufführungen, Vorstellungen, ‚performances‘ bezeichnet. Denn sicherlich prägen wir ja die Art und Weise, wie Andere uns sehen, auch durch die unwillentliche Weitergabe von Informationen, etwa durch unsere Körperhaltung, unsere Stimme usw. – nicht alles kann überhaupt oder zumindest permanent kontrolliert werden. Mit den ‚Darstellungen‘ bezieht sich Goffman jedoch auf aktive Versuche der ‚Eindruckserzeugung‘. Das lässt sich an einem Beispiel aus dem erwähnten Buch illustrieren. Goffman zitiert hier eine Episode aus einem Roman von William Samson (*A Contest of Ladies*, London 1956), in dem es um das Verhalten eines Engländers geht, der in Spanien seinen Urlaub verbringt:

Darstellung(des
Selbst)/Vorstellung/
Performance

„Auf alle Fälle aber war er darauf bedacht, niemandem aufzufallen. Als erstes mußte er allen, die möglicherweise seine Gefährten während der Ferien sein würden, klar machen, daß sie ihn überhaupt nichts angingen. Er starrte durch sie hindurch, um sie herum, über sie hinweg – den Blick im Raum verloren. Der Strand hätte menschenleer sein können. Wurde zufällig ein Ball in seine Nähe geworfen, schien er überrascht; dann ließ er ein amüsiertes Lächeln über sein Gesicht huschen (Preedy, der Freundliche), sah sich um, verblüfft darüber, daß tatsächlich Leute am Strand waren, und warf den Ball mit einem nach innen gerichteten Lächeln – nicht etwa mit einem, das den Leuten zgedacht wäre – zurück und nahm heiter seine absichtslose Betrachtung des leeren Raums wieder auf. Aber jetzt war es an der Zeit, eine kleine Schaustellung zu inszenieren, die Schaustellung Preedys, des Geistmenschen. Durch geschickte Manöver gab er jedem, der hinschauen wollte, Gelegenheit, den Titel seines Buches zu bemerken – einer spanischen Homer-Übersetzung, also klassisch, aber nicht gewagt und zudem kosmopolitisch –, baute dann aus seinem Bademantel und seiner Tasche einen sauberen, sandsicheren Schutzwall (Preedy, der Methodische und Vernünftige), erhob sich langsam und räkelte sich (Preedy, die Raubkatze!) und schleuderte die Sandalen von sich (trotz allem: Preedy, der Sorglose!).

Preedys Hochzeit mit dem Meer! Es gab verschiedene Rituale. Einmal jenes Schlendern, das zum Laufen und schließlich zum Kopfsprung ins Wasser wird, danach ruhiges, sicheres Schwimmen auf den Horizont zu. Aber natürlich nicht wirklich bis zum Horizont! Ganz plötzlich drehte er sich auf den Rücken und schlug mit den Beinen große weiße Schaumwogen auf; so zeigte er, daß er weiter hinaus hätte schwimmen können, wenn er nur gewollt hätte, dann reckte er den Oberkörper aus dem Wasser, damit jeder sehen konnte, wer er war.

Die andere Methode war einfacher. Sie schloß den Schock des kalten Wassers ebenso aus wie die Gefahr, übermütig zu erscheinen. Es ging darum, so vertraut mit dem Meer, dem Mittelmeer und gerade diesem Strand, zu erscheinen, daß es keinen Unterschied machte, ob er im Wasser oder draußen war. Langsames Schlendern hinunter an den Saum des Wassers – er bemerkt nicht einmal, daß seine Zehen naß werden: Land und Wasser sind für ihn eins! – die Augen zum Himmel gerichtet, ernst nach den für andere unsichtbaren Vorzeichen des Wetters ausspähend (Preedy, der alteingesessene Fischer).“ (*Goffman 1983: 8f*)

Mittel der
Selbstdarstellung

Gewiss sieht Goffman die Unterschiede zwischen dem Leben und dem Theater: beispielsweise wird letzteres vor Publikum aufgeführt, ist zeitlich eng begrenzt, während in ersterem die Mitspieler zugleich das Publikum bilden und nicht um zehn der Vorhang fällt. Dennoch gibt es Parallelen. So versuchen wir mit unseren Präsentationen (die auch Vortäuschungen falscher ‚Tatsachen‘ beinhalten können), die Wahrnehmung der Anderen von uns selbst zu kontrollieren, und umgekehrt sind wir permanent auf der Suche nach Informationen über die Anderen. Dies lässt sich besonders deutlich an den „Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“, etwa bei der Verbergung körperlicher Stigmata nachzeichnen (Goffman 1972). Goffman unterscheidet mehrere Elemente solcher Darstellungen: die Fassade bzw. die Ausdrucksoberfläche (das ‚display‘), die Bedeutung des Glaubens an die eigene Rolle, die szenischen Komponenten und Orte der Darstellung (Vorderbühnen und Hinterbühnen: Im Restaurant beispielsweise der Bereich der Gäste als Vorderbühne und die nicht einsehbare Küche, wo sich Kellnerinnen sehr unterschiedlich verhalten, als Hinterbühne), die Möglichkeiten des Abweichens von der Rolle, die Techniken der Eindrucksmanipulation oder auch die Bedeutung strategischer Verhaltensweisen. Häufig – etwa beim erwähnten Restaurant – kann auch von einem Ensemble von Mitspielern gesprochen werden, die gemeinsam eine bestimmte Darstellung ‚aufführen‘. Das kühle Kalkül einer ‚vorgespielten Rolle‘ ist ein eher seltener Grenzfall der Alltagsbühne. Häufiger bedeutet, eine Rolle zu erfassen, von ihr ‚gepackt‘ zu werden. Gleichzeitig zeigt sich die zunehmende Souveränität des Rollenspielers in seinem Vermögen zur demonstrativen *Rollendistanz*:

„Wenn wir also zum Karussell zurückkehren, sehen wir, daß die Situation im Alter von fünf Jahren besonders für Jungen verwandelt ist. Ein Karussellpferdreiter zu sein, ist jetzt offensichtlich nicht mehr genug, und diese Tatsache muß aus geziemender Rücksicht auf den eigenen Charakter auch demonstriert werden. Eltern dürfen nun wahrscheinlich nicht mehr mitfahren, und die Kette, die einen Sturz verhindern soll, wird oft verschmäh. Ein Reiter schlägt vielleicht den Takt zur Musik, indem er mit einer Hand oder einem Fuß gegen das Pferd klopft, ein frühes Zeichen, daß man völlig Herr der Lage ist. (...) Durch seine Handlungen sagt das Kind ‚Was ich auch bin, ich bin nicht bloß jemand, der mit knapper Not auf einem hölzernen Pferd bleiben kann.‘ ...“ (Goffman 1973a: 121; dort 93ff).

Selbst-Schutz und
Identität

In einer berühmten Studie über die Insassen einer psychiatrischen Anstalt (Goffman 1973 [1961]), die auf teilnehmender Beobachtung beruhte, beschäftigte sich Goffman damit, wie Individuen ihre Identität auch unter Bedingungen extremer Fremdbestimmung behaupten und darstellen. Solche Anstalten – etwa Klöster, Kasernen, psychiatrische Anstalten oder Konzentrationslager – werden von ihm als „totale Institutionen“ bezeichnet: „Eine totale Institution läßt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen.“ (ebd.: 11) Wird man zum Insassen einer solchen Anstalt, so werden zunächst typischerweise die Bestandteile der vorher bestehenden Identität enteignet: man bekommt Anstaltskleidung, wird zu einer Nummer usw. Goffman spricht dann von Prozessen der „primären Anpassung“, in der man sich an den geforderten Regeln orientiert.

Primäre Anpassung

Davon unterscheidet er die „sekundäre Anpassung“, d.h. die Schaffung eines ‚subversiven‘ Nebenbereichs, in der man sich als individuelle Identität weiter behaupten und darstellen kann, beispielsweise in Witzen über das Anstaltspersonal, durch besondere körperliche oder geistige Kompetenzen usw.

Sekundäre
Anpassung

Diese individuelle oder ‚Ich-Identität‘ trennt Goffman (1972) von der sozialen Identität und der personalen Identität. Sowohl die soziale wie auch die personale Identität sind nicht dem Individuum, sondern seiner sozialen Umwelt zugeordnet. Während die soziale Identität sich auf die Rolle des Individuums und seine Passung in soziale Erwartungsstrukturen bestimmt, ist die personale Identität die Art und Weise, wie von Anderen die Besonderheit des Einzelnen bestimmt wird: über sein Gesicht, einen Fingerabdruck, die institutionell notierten Stationen eines individuellen Lebenslaufs usw. Demgegenüber macht die Ich-Identität den eigentlichen individuellen Part aus und bezeichnet das Verhältnis des Einzelnen zu seinem im Lebensverlauf entfalteten ‚Charakter‘ und seinem körperlichen Erscheinungsbild.

Selbstdarstellung und Identitätsbehauptung auch unter schwierigsten Umständen sind ein zentrales Thema in Goffmans Untersuchungen. Er unterscheidet zwei Formen der sozialen Identitätszuweisung: die soziale Identität (die Rolle des Individuums in sozialen Gefügen) und die personale Identität (die Merkmale, durch die ein Individuum von anderen als unverwechselbares identifiziert wird). Demgegenüber macht die Ich-Identität den eigentlichen individuellen Part aus und bezeichnet das Verhältnis des Einzelnen zu seinem im Lebensverlauf entfalteten ‚Charakter‘ und körperlichen Erscheinungsbild. In totalen Institutionen bezeichnet die ‚primäre Anpassung‘ die nach außen gezeigte Befolgung der Anstaltsregeln; die ‚sekundäre Anpassung‘ ist der Bereich, in dem Freiräume der Selbst- bzw. Identitätsdarstellung genutzt werden.

6.3 Die Situations-Rahmung

Auch Goffman unterstreicht in seinen Analysen die Bedeutung der Situationsdefinitionen für die ablaufenden Interaktionsprozesse (Goffman 1980 [1974]). Allerdings akzentuiert er diese Idee in spezifischer Weise und spricht von „Rahmen“ oder „Rahmungen“, die den ‚Wirklichkeitscharakter‘ einer Situation unabhängig von ihrem inhaltlichen Thema festschreiben. Dadurch werden die Bedingungen festgelegt, unter denen wir etwas für wirklich halten. So kann man beispielsweise die Interaktion auf einer Theaterbühne von derjenigen ‚im richtigen Leben‘ unterscheiden. Auch fragt er danach, wie sich der Wirklichkeitscharakter von Situationen durch Täuschungen, neue Mitspieler oder Umdefinitionen verändern kann. Dies ist ja beispielsweise ein beliebtes Motiv der James Bond-Filme, in denen bei zahlreichen Flirts und Liebesszenen nicht klar wird, ob es um ‚echte Gefühle‘ oder einen Spionageakt geht, der vielleicht sogar mit dem ‚Messer im Rücken‘ enden kann. Allerdings wird der Rahmenbegriff von ihm dann auch direkt mit der Idee der ‚Definition der Situation‘ verbunden:

‚Rahmungen‘ legen
den Wirklichkeitssta-
tus von Situationen
fest

„Ich gehe davon aus, daß wir gemäß gewissen Organisationsprinzipien für Ereignisse – zumindest für soziale – und für unsere persönliche Anteilnahme an ihnen Definitionen einer Situation aufstellen; diese Elemente, soweit mir ihre Herausarbeitung gelingt, nenne ich ‚Rahmen‘. Mein Ausdruck ‚Rahmen-Analyse‘ ist eine Kurzformel für die entsprechende Analyse der Organisation der Erfahrung.“ (Goffman 1980: 19)

Jede Gesellschaft stellt spezifische grundlegende Rahmen für das Verstehen von Ereignissen zur Verfügung

Goffman beansprucht mit seinem Rahmenkonzept nicht mehr und nicht weniger als eine Integration und Überbietung der verschiedenen Ansätze des Interpretativen Paradigmas, einschließlich der „Definition der Situation“ von Thomas, der pragmatischen Analysen von Bewusstseinsprozessen bei William James oder der Konstitutionstheorie des Sinns von Alfred Schütz. Es gehe ihm um einen „Versuch, einige der grundlegenden Rahmen herauszuarbeiten, die in unserer Gesellschaft für das Verstehen von Ereignissen zur Verfügung stehen, und ihre besonderen schwachen Punkte zu analysieren.“ (Goffman 1980: 18) Zu solchen grundlegenden „Rahmen“ zählt Goffman die Unterscheidung von Natürlichem und Sozialem bzw. von physikalischen Vorgängen, die als Naturprozesse betrachtet werden, und sozialen Vorgängen, die mit Intentionen und Handlungen verbunden sind, also auch gegebenenfalls verantwortet und begründet werden müssen. Ein anderes Beispiel für eine elementare Rahmung ist der Geschlechtercode, der die Interaktionsordnung in modernen Gesellschaften durchzieht. Goffman hat diesem Code schon in den 1970er Jahren eine ausführliche Analyse gewidmet. Geschlecht, nicht Religion, sei „das Opium des Volkes“ (Goffman 1994b: 131).

Seine Analyse kreist um die Besonderheit, dass dieser Code einerseits eine starke Asymmetrie herstellt und zugleich die Gruppe der dadurch Benachteiligten, die Frauen, mit besonderen Ehrerbietungen bzw. Höflichkeiten, Rückzugsräumen und Schutz betraut, was in seiner konkreten Umsetzung wiederum den Code bzw. mehr noch, dessen Bestehen und Existenzberechtigung bestätigt: das ‚schwache‘ Geschlecht muss geschützt werden, weil es als ‚schwaches Geschlecht‘ gerahmt wurde und deswegen als ‚schwaches Geschlecht‘ existiert. Goffman spricht in solchen Fällen von „institutioneller Reflexivität“ – weil Frauen anders behandelt werden, sind sie anders, obwohl doch durch den Code der Eindruck erzeugt wird, es sei umgekehrt:

„Und obwohl sich Personen beiderlei Geschlechts hinsichtlich ihrer Ausscheidungen und deren Beseitigung ziemlich ähneln, sollte darüber hinaus die Umgebung, in der Frauen diese Akte vollziehen, etwas vornehmer, geräumiger und besser ausgestattet sein als die, die Männer dazu benötigen – jedenfalls scheinen wir in Amerika dieser Meinung zu sein. (...) Aber das Arrangement dieser Absonderungen als solches kann nicht an die biologischen Erscheinungen selbst, sondern nur an die landläufigen Auffassungen der biologischen Erscheinungen anknüpfen. Es betrifft zwar die Funktionsweise der je nach Geschlecht unterschiedlichen Organe, doch nichts an dieser Funktionsweise würde biologisch eine Absonderung verlangen; dieses Arrangement ist ein rein kulturelles Phänomen. Hier hat man es also mit einem Fall von institutioneller Reflexivität zu tun: Die Trennung der Toiletten wird als natürliche Folge des Unterschieds zwischen den Geschlechtskategorien hingestellt, obwohl sie tatsächlich mehr ein Mittel zur Anerkennung, wenn nicht gar zur Erschaffung dieses Unterschieds ist.“ (Goffman 1994b: 132ff)

Mit dem Begriff des „Rahmens“ greift Goffman die Idee der ‚Definition der Situation‘ von William I. Thomas auf, betont jedoch stärker den Wirklichkeitsstatus einer sozialen Situation und die Möglichkeiten des Übergangs zwischen verschiedenen ‚Wirklichkeitsebenen‘, etwa ‚ernsten‘ Situationen, gespielten Situationen, Spielsituationen oder bewussten Vortäuschungen.

6.4 Bilanz und Aktualität der Soziologie der Interaktionsordnung

Die Soziologie solle die Gesellschaft einfach deswegen untersuchen, weil sie da ist. So lautete Goffmans lapidare Antwort auf die Frage nach dem Sinn seiner Disziplin. Auch ihm wurde vorgeworfen, sich nicht für die ‚wirklich großen Themen‘ der Soziologie zu interessieren: die Sozialstruktur, die Machtverhältnisse usw. So entwerfe er im Wesentlichen eine Soziologie der bürgerlichen Mittelschicht und deren Alltagsleben. Dies war für ihn kein Problem. Offen gab er zu, die Gesellschaft für das Primäre zu halten, sich selbst aber nur für „Sekundäres“ zu interessieren. Auch dürfe nicht erwartet werden, die Analyse der Interaktionsordnung könne zu den ‚großen soziologischen Fragen etwas beitragen‘. Soziologischer Gesellschaftskritik und Aufklärung stand er skeptisch gegenüber

Die Menschen
beim Schnarchen
beobachten

„Ich kann nur sagen, wer das falsche Bewußtsein bekämpfen und den Menschen ihre wahren Interessen zum Bewußtsein bringen möchte, der hat sich eine Menge vorgenommen, denn die Menschen schlafen sehr tief. Was mich betrifft, so möchte ich hier kein Wiegenlied komponieren, sondern bloß mich einschleichen und die Menschen beim Schnarchen beobachten.“ (Goffman 1980: 23)

Wegen ihrer großen Originalität und der guten Lesbarkeit haben Goffmans Bücher einen öffentlichen und andauernden Erfolg auch über die Soziologie hinaus erzielt, der seinesgleichen sucht. Seine Konzepte sind aus heutigen soziologischen Untersuchungen der Identitätsbildung und der Interaktionen nicht mehr wegzudenken. Obwohl er keine Schule begründet und im Hinblick auf seinen Gegenstand, die Interaktionsordnung, keinen wirklichen Nachfolger gefunden hat, gehört er zu den einflussreichsten Soziologen des 20. Jahrhunderts.

Übungsaufgaben:



- Suchen Sie sich (etwa aus dem Fernsehen) Beispiele für unterschiedliche Interaktionssituationen und erstellen Sie ein Inventar der Interaktionsrituale, die in diesen Situationen zum Einsatz kommen!
- Suchen Sie nach Beispielen, in denen sich der ‚Wirklichkeitsstatus‘ einer Situation verändert!
- Wie verhalten sich Formen und Rituale der Selbstdarstellung in Interaktionen zum Arbeitskonsensus der gegenseitigen ‚Anerkennung‘?
- Hat die Bedeutung des Geschlechterrahmens abgenommen? Begründen Sie Ihre Einschätzung!
- Erläutern Sie an Beispielen das Phänomen der Rollendistanz!

7 Eine vorläufige Bilanz des Interpretativen Paradigmas

Die Selbstverständlichkeit des Interpretativen Paradigmas

In den verschiedenen Abschnitten des vorliegenden Kapitels wurde bereits eine Bilanz der gegenwärtigen Bedeutung des jeweiligen Ansatzes gezogen. Ganz allgemein lässt sich am Ende der Ausführungen zum Interpretativen Paradigma festhalten, dass diese Ausrichtung der Soziologie auf die Analyse von symbolisch vermittelten Interaktionsprozessen eine nachhaltige Veränderung und Erweiterung des soziologischen Denkens und Forschens mit sich gebracht hat. Sie bildet heute eine ‚fraglos gegebene‘, selbstverständliche Grundlage der qualitativen Sozialforschung; viele ihrer Annahmen sind in unterschiedlichste soziologische Theorieentwicklungen diffundiert (Atkinson/Housley 2003). Auch sollte deutlich geworden sein, dass sich die vorgestellten Ansätze nicht per se und unausweichlich auf die mikrosoziologische Analyse von Interaktionsprozessen oder ‚subjektiven Sinnsetzungen‘ beschränken. Während der SI im angelsächsischen Raum nach wie vor als Theorieperspektive explizit vorhanden ist und Weiterentwicklungen erfährt, diffundierte er in der deutschsprachigen Soziologie in die Hintergrundannahmen der qualitativen Sozialforschung. Umgekehrt hat die sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie von Berger/Luckman im deutschsprachigen Raum zu einer besonderen Profilbildung in Gestalt der Hermeneutischen Wissenssoziologie geführt. Länderübergreifend haben sich Ethnomethodologie und Konversationsanalyse als spezifische Forschungsparadigmen etabliert. Goffmans Soziologie wurde und wird breit rezipiert, ohne in eine entsprechende Schulbildung einzumünden.

Die Versöhnung der Soziologie des Konkreten mit der strukturorientierten Soziologie?

Aus der Frontstellung zwischen den Vertretern der interpretativen Soziologie und den strukturfunktionalistischen oder strukturtheroretischen Theoriemodellen sind seit Anfang der 1970er Jahre Entwicklungen entstanden, die sich um eine Integration der verschiedenen paradigmatischen Ausrichtungen bemühen. Dazu können etwa die *Theorie des kommunikativen Handelns* von Jürgen Habermas (1981), die *Strukturierungstheorie* von Anthony Giddens (1992) oder die *Theorie der Praxis* von Pierre Bourdieu (1993) gezählt werden, nicht zuletzt auch die *Cultural Studies*, die, was oft übersehen wird, ihrerseits in weiten Teilen aus der erwähnten Paradigmenkonstellation hervorgegangen sind (Hall 1997; Hörning/Winter 1999; Bromley/Göttlich/Winter 1999). Allerdings zeigt sich in der Konstruktion und Rezeption dieser Theorieansätze immer wieder das Problem, dass nur einige wenige Aspekte aus dem reichhaltigen Angebot des Interpretativen Paradigmas übernommen werden beziehungsweise die entsprechende Rezeption allzu verkürzt erfolgt. Deswegen ist die direkte Bezugnahme auf die jeweiligen Originalpositionen, Studien und Vorgehensweisen zu empfehlen, zumindest dann, wenn die Einschätzung besteht, die Soziologie „verliere“ sich in abstrakte Theoriespielereien oder eine empirische hypothesentestende Forschung, welche beide die Lebendigkeit und Dynamik sozialer Phänomene nur unzureichend zu erfassen vermögen. Dies war ja der Eingangs beschriebene Ausgangsimpuls der hier vorgestellten Positionen.

Übungsaufgaben:

Greifen Sie das weiter oben erwähnte Beispiel der Anwendung des SI auf einen Badewannensketch von Lorient auf. Betrachten Sie die Situation jeweils aus der Sicht der anderen vorgestellten Ansätze. Wie verändern sich dadurch die Forschungsfragen der Analyse? Welche Auswirkungen hat das auf die Ergebnisse? Wie verhalten sich letztere zueinander?

8 Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1981): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1+2; Opladen: Westdeutscher Verlag [1973].
- Atkinson, Paul A./Housley, William (2003): Interactionism. London: Sage.
- Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, K. (Hg.) (1976): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker, Howard S. (1981): Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt/Main: Fischer [1963].
- Becker, Howard S./Geer, Blanche/ Hughes, Everett C./Strauss, Anselm L. (1992): Boys in White. Student Culture in Medical School. New Brunswick: Transaction Publishers [1961].
- Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried (1975): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt/Main: Fischer.
- Berger, Peter L./Kellner, Hansfried (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens, in: Soziale Welt, 16, S. 220-235.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/Main: Fischer [1966].
- Bergmann, Jörg R. (2000): Konversationsanalyse. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 524-537.
- Bergmann, Jörg R. (2005): „Studies of Work“, in: Felix Rauner (Hg.), Handbuch Berufsbildungsforschung. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag, S. 639-646.
- Bergmann, Werner/Hoffmann, Gisbert (1985): Mead und die Tradition der Phänomenologie. In: Joas, Hans (Hg.): Praktische Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 93-130.
- Blumer, Herbert (1938): Social Psychology. In: Schmidt, Emerson P. (Hg.): Man and Society. A Substantive Introduction to the Social Sciences. New York: Prentice-Hall, S. 144-198.
- Blumer, Herbert (1939): An Appraisal of Thomas and Znaniecki's Polish Peasant in Europe and America. New York: Social Science Research Council Bulletin 44.
- Blumer, Herbert (1969): Symbolic Interactionism. Perspective and Method. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Blumer, Herbert (1981): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, S. 80-146 [1969].
- Blumer, Herbert (2000): Selected Works of Herbert Blumer. A Public Philosophy for Mass Society. Hrsg. von Stanford M. Lyman/Arthur J. Vidich. Urbana/Chicago: University of Illinois Press [1988].
- Bourdieu, P. (1993): Sozialer Sinn. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1980].
- Bromley, R./Göttlich, U./Winter, C. (Hg.) (1999): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: Zu Klampen.

- Bulmer, Martin (1984): *The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research*. Chicago: University of Chicago Press.
- Burke, Kenneth (1969): *A Grammar of Motives*. Berkeley: University of California Press [1945].
- Burns, Tom (1992): Erving Goffman. London: Routledge.
- Cefai, Daniel/Trom, Danny (2001): Interview mit Joseph Gusfield: Action collective et problèmes publics. Verfügbar: www.commonweb.unifr.ch/SocioMedia/Pub/cefai_txt/EntretienGusfieldprbpublics.pdf [Stand vom 20.02.2007].
- Charon, Joel M. (2006): *Symbolic Interactionism. An Introduction, An Interpretation, An Integration*. 9. Auflage; Upper Saddle River: Prentice Hall.
- Christmann, G. (2007): Robert E. Park. Konstanz: UVK.
- Cicourel, Aaron (1970): *Methode und Messung in der Soziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1964].
- Cicourel, Aaron (1980): Basisregeln und Normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, S. 147-188.
- Clarke, Adele (2005): *Situational Analysis*. London: Sage.
- Coulter, Jeff (Hg.) (1990): *Ethnomethodological Sociology*. Aldershot. Edward Elgar Publishing.
- Denzin, Norman (1992): *Symbolic Interactionism and Cultural Studies: The Politics of Interpretation*. Cambridge, Mass.: Blackwell.
- Dewey, John (2002): *Wie wir denken*. Zürich: Verlag Pestalozzianum [1910].
- Eberle, Thomas S. (1984): *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften*. Bern: Haupt.
- Eberle, Thomas S. (1999): Die methodologische Grundlegung der interpretativen Sozialforschung durch die phänomenologische Lebensweltanalyse von Alfred Schütz. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 24. Jg., Nr. 4, S. 65-90.
- Eickelpasch, Rolf (1983): Das ethnomethodologische Programm einer ‚radikalen‘ Soziologie. In: Eickelpasch Rolf/Burkhard Lehmann (1983): *Soziologie ohne Gesellschaft?*. München: Fink, S. 63-106.
- Endreß, Martin (2006): Alfred Schütz. Konstanz: UVK.
- Farbermann, Harvey A. (1985): The Foundations of Symbolic Interaction: James, Cooley and Mead. S. 13-28 in: Farbermann, Harvey A./R. S. Perinbanayagam (Hg.): *Foundations of Interpretive Sociology: Original Essays in Symbolic Interaction. Supplement 1 zu Studies in Symbolic Interaction. A Research Annual*. Greenwich/London: Jai Press Inc.
- Fine, Gary Alan (1991): Symbolic Interactionism in the Post-Blumerian Age. In: Ritzer, George (Hg.): *Frontiers of Social Theory. The New Syntheses*. New York: Columbia University Press, S. 117-157.
- Fine, Gary Alan (1993): The Sad Demise, Mysterious Disappearance, and Glorious Triumph of Symbolic Interactionism. In: *Annual Review of Sociology* Vol. 19, S. 61-87.
- Fine, Gary Alan (Hrsg.) (1995): *A Second Chicago School? The Development of a Post-war American Sociology*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Galliher, John F. (1995): Chicago's Two Worlds of Deviance Research: Whose Side Are They On? In: Fine (1995), S. 164-187.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall Inc.
- Garfinkel, Harold (1980): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, S. 189-262 [1959/1961].
- Garfinkel, Harold (1990): A Conception of, and Experiments with, 'Trust' as a Condition of Stable Coordinated Actions. In: Coulter (1990), S. 3-54 [1963].

- Garfinkel, Harold (2002): *Ethnomethodology's Program. Working Out Durkheim's Aphorism*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers.
- Garfinkel, Harold (2005): *Seeing Sociologically. The Routine Grounds of Social Action*. Boulder, Colorado.
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1976): Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Weingarten/Sack/Schenkein, S. 130-178.
- Gehlen, Arnold (1976): *Anthropologische Forschung*. Reinbek: Rowohlt.
- Giddens, A. (1992): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt/Main: Campus.
- Gildemeister, Regina/Angelika Wetterer (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun Axeli-Knapp/Angelika Wetterer (Hg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: Kore, S. 201-254.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1995): *Betreuung von Sterbenden. Eine Orientierung für Ärzte, Pflegepersonal, Seelsorger und Angehörige*. 2. überarb. Auflage Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht [1965].
- Goffman, Erving (1972): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1963].
- Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1961].
- Goffman, Erving (1973a): *Spaß am Spiel/Rollendistanz*. Frankfurt/Main: Piper.
- Goffman, Erving (1974): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1971].
- Goffman, Erving (1980): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1974].
- Goffman, Erving (1981a): *Geschlecht und Werbung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1976].
- Goffman, Erving (1981b): *Strategische Interaktion*. München: Hanser [1969].
- Goffman, Erving (1983): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper [1959].
- Goffman, Erving (1986): „Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation“. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1967].
- Goffman, Erving (1994a): Die Interaktionsordnung. In: ders.: *Interaktion und Geschlecht*. Konstanz: UVK, S. 50-104.
- Goffman, Erving (1994b): Das Arrangement der Geschlechter. In: ders.: *Interaktion und Geschlecht*. Konstanz: UVK, S. 105-158.
- Goffman, Erving (2005): *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Konstanz: UVK [1976-1983].
- Gouldner, Alvin W. (1974): *Die westliche Soziologie in der Krise*. 2 Bde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt [1970].
- Gusfield, Joseph R. (1981): *The Culture of Public Problems: Drinking-Driving and the Symbolic Order*. Chicago: University of Chicago Press.
- Gusfield, Joseph R. (1986): *Symbolic Crusade. Status Politics and the American Temperance Movement*. Urbana & Chicago: University of Illinois Press [1963].
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1985): *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1967].
- Hall, S. (Hg.) (1997): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. London.
- Hanke, Michael (2002): *Alfred Schütz. Einführung*. Wien: Passagen.
- Hasse, R./Krücken, G. (1999): *Neo-Institutionalismus*. Bielefeld: transcript.

- Have, Paul ten (2004): Ethnomethodology. In: Seale, Clive u.a. (Hg.): *Qualitative Research Practice*. London: Sage, S. 151-164.
- Helle, Horst Jürgen (2001): *Theorie der Symbolischen Interaktion. Ein Beitrag zum Verstehenden Ansatz in Soziologie und Sozialpsychologie*. 3. Aufl. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Heritage, John (1984): *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Hetzlage, Robert/Lenz, Karl (1991): *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation*. Bern/Stuttgart: Haupt.
- Hirschauer, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1999): Konsequenzen der Situationsdefinition. Auf dem Weg zu einer selbst-reflexiven Wissenssoziologie. In: Hitzler/Reichert/Schröer (Hg.) (1999), S. 289-308.
- Hitzler, R./Bucher, Th./Niederbacher, A. (2005): *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. 2. Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hg.) (1999): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz: UVK.
- Hitzler, Ronald (1992) *Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie*. In: *Soziale Welt* Jg. 43, Heft 4, S. 449-461.
- Honer, Anne (1993): *Lebensweltliche Ethnographie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hörning, K. H./Winter, R. (Hg.) (1999): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans (1992): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans (1992a): *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans (1992b): Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. In: ders. (1992a), S. 23-65.
- Joas, Hans (1992c): Die Kreativität des Handelns und die Intersubjektivität der Vernunft. Meads Pragmatismus und die Gesellschaftstheorie. S. 281-308 in: ders. (1992a): *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2004): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Jost, Ekkehard (2003): *Sozialgeschichte des Jazz. Erweiterte Neuauflage*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins [1982].
- Keller, Reiner (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy (1978): *Gender. An Ethnomethodological Approach*. New York: Wiley.
- Knoblauch, Hubert A. (1994): Erving Goffmans Reich der Interaktion – Einführung von Hubert A. Knoblauch. In: Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht*. Konstanz: UVK, S. 7-49.
- Knoblauch, Hubert A. (1995): *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin: de Gruyter.
- Knoblauch, Hubert A./Raab, Jürgen/Schnettler, Bernt (2002): *Wissen und Gesellschaft. Grundzüge der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie* Thomas Luckmanns. In: Luckmann (2002), S. 9-44.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt/Main.
- Koob, Dirk (2007, Januar): „Loriot als Symbolischer Interaktionist. Oder: Warum man selbst in der Badewanne gelegentlich soziale Ordnung aushandeln muss.“ *Forum Qualitative Sozialforschung* 8(1), Art. 27: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-07/07-1-27-d.htm> [Stand vom 30.01.07].
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. London: Sage.
- Legewie, Heiner (2004, September): „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen“. Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* Vol. 5 (3), Art. 22b; verfügbar www.qualitative-research.net/fqs-texte/_Stand_05.11.2004.
- Lindner, Rolf (1990): *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lindner, Rolf (2002): Robert E. Park (1864-1944). In: Kaesler, D. (Hg.): *Klassiker der Soziologie*. Bd. 1. Von Auguste Comte bis Norbert Elias. München: Beck, S. 213-229.
- Luckmann, Thomas (1992): *Theorie des sozialen Handelns*. Berlin: de Gruyter.
- Luckmann, Thomas (2002): *Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981-2002*. Konstanz: UVK.
- Lyman, Stanford M./Vidich, Arthur J. (2000): *The Problem of a Public Philosophy: A Sociological Perspective*. S. 3-144 in: Blumer (2000).
- Maasen, S. (1999): *Wissenssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Maines, David R. (2001): *The faultline of consciousness: a view of interactionism in sociology*. New York: de Gruyter.
- Maines, David R./Charlton, Joy C. (1985): *The negotiated order approach to the analysis of social organization*. In: Farberman, Harvey A./Perinbanayagam, R. S. (Hg.): *Foundations of Interpretive Sociology: Original Essays in Symbolic Interaction. Studies in Symbolic Interaction, Supplement 1* Greenwich: Jay Press, S. 271-306.
- Makropoulos, Michael (2004): Robert Ezra Park (1864-1944). *Modernität zwischen Urbanität und Grenzüberschreitung*. In: Hofmann, Ludwig/Korta, Tobias F./Niekisch, Sibylle (Hg.): *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 48-66.
- Manning, Philip (1992): *Erving Goffman and Modern Sociology*. Cambridge: Polity Press.
- Matthews, Fred H. (1977): *Robert E. Park and the Chicago School*. Montreal and London: McGill-Queen's University Press.
- Mead, George Herbert (1969): *Sozialpsychologie*. Eingeleitet und herausgegeben von Anselm Strauss. Neuwied/Berlin: Luchterhand [1956].
- Mead, George Herbert (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft*. Hrsg. von Charles W. Morris. Frankfurt/Main: Suhrkamp [1934].
- Merz-Benz, P.-U./Wagner, G. (2002): *Der Fremde als sozialer Typ*. Konstanz: UVK.
- Mikl-Horke, G. (1997): *Soziologie. Historischer Kontext und soziologische Theorie-Entwürfe*. München: Oldenbourg.
- Morris, Charles W. (1972): *Grundlagen der Zeichentheorie*. München: Hanser [1938].
- Park, Robert E. (1915/1925): *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behaviour in the City Environment*. In: *American Journal of Sociology* 20, S. 577-612 [Neuabdruck in: ders. (1968): *Human Communities. The City and Human Ecology. The Collected Papers of Robert Ezra Park*. Vol. II. Hrsg. von Everett C. Hughes u.a. 2. Auflage. Glencoe: The Free Press, S. 13-51.
- Park, Robert E. (1928): *Human Migration and the Marginal Man*. S. 881-893 in: *American Journal of Sociology* Vol. 33, 1928; Wiederabdruck in: ders. (1950): *Race and Culture. The Collected Papers of Robert Ezra Park*. Vol. I. Hrsg. von Everett C. Hughes u.a. Glencoe: The Free Press, S. 345-356.
- Patzelt, Werner J. (1987): *Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags*. München: Wilhelm Fink Verlag.

- Peirce, Charles S. (1993): *Semiotische Schriften*. Bd. 3. Hg. von H. Pape. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin: De Gruyter [1928].
- Plummer, Ken (1991a) (Hg.): *Symbolic Interactionism*. Vol. I: Foundations and History. Aldershot: Edward Elgar Publishing Limited.
- Plummer, Ken (1991b) (Hg.): *Symbolic Interactionism*. Vol. II: Contemporary Issues. Aldershot: Edward Elgar Publishing Limited.
- Plummer, Ken (2003): Continuity and Change in Howard S. Becker's work. An Interview with Howard S. Becker. In: *Sociological Perspectives* Vol. 46, Nr. 1, S. 21-39.
- Psathas, Georges (1980): *Ethnotheorie, Ethnomethodologie und Phänomenologie*. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, S. 263-284.
- Rawls, Anne Warfield: Editor's Introduction, in: Garfinkel (2002), S. 1-64.
- Reichertz, Jo (2000): *Die Frohe Botschaft des Fernsehens*. Konstanz: UVK.
- Reichertz, Jo (2002): *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Reichertz, Jo (2004, September): Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichertz [65 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* [On-line Journal], 5(3), Art. 29. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-29-d.htm> [Stand vom 28.02.2007].
- Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hg.) (2003): *Hermeneutische Polizeiforschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Reynolds, Larry T./Herman-Kinney, Nanci J. (Hg.) (2003): *Handbook of Symbolic Interactionism*. Oxford: Rowman & Littlefield.
- Robertson, Roland (1993): Cultural Relativity and Social Theory: Werner Stark's Sociology of Knowledge Revisited. In: Leonard, E./Strasser, H./Westhues, K. (Hg.): *In Search of Community. Essays in Memory of Werner Stark, 1909-1985*. New York, S. 84-96.
- Rose, Arnold M. (Hg.) (1962): *Human Behavior and Social Process. An Interactionist Approach*. London: Routledge.
- Sacks, Harvey (1990): An Initial Investigation of the Usability of Conversational Data for Doing Sociology. In: Coulter (1990), S. 208-253 [1972].
- Sandstrom, Kent L./Martin, Daniel D./Fine, Gary Alan (2001): *Symbolic Interactionism at the End of the Century*. In: Ritzer, Georg/Smart, Barry (Hg.): *The Handbook of Social Theory*, London: Sage, S. 217-231.
- Sandstrom, Kent L./Martin, Daniel D./Fine, Gary Alan (2006): *Symbols, Selves, and Social Reality. A Symbolic Interactionist Approach to Social Psychology and Sociology*. 2. Auflage. Los Angeles: Roxbury Publishing Company.
- Schegloff, Emanuel A. (1990): Sequencing in Conversational Openings. In: Coulter (1990), S. 271-305.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (2002a): *Grundlagen der soziologischen Theorie*. Band 1: Weber-Parsons-Mead-Schütz. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (2002b): *Grundlagen der soziologischen Theorie*. Band 2: Garfinkel – RC – Habermas – Luhmann. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schnettler, Bernt (2006): *Thomas Luckmann*. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred (1971): *Gesammelte Aufsätze*. Band 1. *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Hg. von Maurice Natanson. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1971a): Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In: ders. (1971), S. 331-414 [Neuabdruck in ders.: *Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*. Konstanz: UVK 2003, S. 119-197].

- Schütz, Alfred (1972): *Gesammelte Aufsätze. Band 2. Studie zur soziologischen Theorie.* Hg. von Arvid Brodersen. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1972a): *Der Fremde.* In: ders. (1972), S. 53-69
- Schütz, Alfred (1981): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie.* Frankfurt/Main: Suhrkamp [1932] [Neuausgabe Konstanz 2004].
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979/1984): *Strukturen der Lebenswelt* (2 Bde.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Scott, Melvin B./Lyman, Stanford M. (1976): *Praktische Erklärungen.* In: Manfred Auwärter/Edit Kirsch/Klaus Schröter: *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität.* Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 73–114.
- Shibutani, Tamotsu (Hg.) (1970): *Human Nature and Collective Behaviour: Papers in Honor of Herbert Blumer.* Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Soeffner, Hans-Georg (1992): *Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags.* Bd.2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Srubar, Ilja (1988): *Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Steinert, Heinz (1973): *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie.* Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Strauss, Anselm (1968): *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität.* Frankfurt/Main: Suhrkamp [1959].
- Strauss, Anselm (1979): *Negotiations. Varieties, Contexts, Processes and Social Order.* San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Strauss, Anselm (1991): *Creating Sociological Awareness. Collective Images and Symbolic Representations.* New Brunswick & London: Transaction Publishers.
- Strauss, Anselm (1991b): *A Social World Perspective.* In: ders. (1991), S. 233-244.
- Strauss, Anselm (1993): *Continual Permutations of Action.* New York: Aldine de Gruyter.
- Strauss, Anselm/Juliet Corbin (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung.* Weinheim: Beltz [1990].
- Strübing, Jörg (2007): *Anselm Strauss.* Konstanz: UVK
- Thomas, William I. (1965): *Person und Sozialverhalten.* Hrsg. von Edmund H. Volkart. Neuwied am Rhein/Berlin: Luchterhand.
- Thomas, William I. (1965a): *Der polnische Bauer in Europa und Amerika.* In: Ders., *Person und Sozialverhalten.* Neuwied am Rhein/Berlin: Luchterhand, S. 63-85 [gekürzte dt. Übersetzung der ‚Methodological Note‘, mit der Thomas/Znaniecki ihre Studie über „The Polish Peasant“ einleiten].
- Turner, Ralph (1976): *Rollenübernahme: Prozeß versus Konformität.* In: Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, K. (Hg.): *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität.* Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 115-139 [1962].
- Volkart, Edmund H. (1965): *Einführung: Soziales Verhalten und Definition der Situation.* In: Thomas, William I., *Person und Sozialverhalten.* Hrsg. von E. H. Volkart. Neuwied am Rhein/Berlin: Luchterhand, S. 9-52.
- Wacker, R. Fred (1995): *The Sociology of Race and Ethnicity in the Second Chicago School.* In: Fine (Hg.), S. 136-163.
- Wagner, Helmut R. (1983): *Alfred Schütz: An Intellectual Biography.* Chicago: University of Chicago Press.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie.* 5. revidierte Auflage. Tübingen: Mohr [1922].
- Weingarten, Elmar/Sack, Fritz (1976): *Ethnomethodologie. Die methodische Konstruktion der Realität.* S. 7-28 in Weingarten/Sack/Schenkein (Hg.).
- Weingarten, Elmar/Sack, Fritz/Schenkein, Jim (Hg.) (1976): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Wenzel, Harald (1990): George Herbert Mead zur Einführung. Hamburg: Junius.
- West, C./Zimmermann, D. H. (1987): Doing gender. In: *Gender & Society* Vol. 1, Nr. 2, S. 125-151.
- Whyte, William F. (1996): *Die Street corner society: die Sozialstruktur eines Italiener-viertels*. Berlin: de Gruyter [1943].
- Willis, P. (1979): *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*. Frankfurt/Main: Syndikat.
- Wilson, Thomas P. (1981): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, S. 54-79 [1970].
- Wolff, St. (1997): Einige Beobachtungen an und über Berger/Luckmanns „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“. In: Matthes, J./Stosberg, M. (Hg.): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Berger/Luckmann revisited*. Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum, S. 33-52.
- Zimmerman, Don H./Pollner, Melvin (1976): Die Alltagswelt als Phänomen. In: Weingarten/Sacks (Hg.), S. 64-104.